

# Robert Riemann

(1877 – 1962)

## Dummheit und Einsicht in achtzig Lebensjahren (1877 – 1957)

### Die Kapitel

- 1 Familientraditionen
- 2 Hugo Riemann
- 3 Konrad Bertelsmann
- 4 Freundschaft und Dichtung
- 5 Thomaner, Student, Soldat  
Paul Beck
- 7 Die Oberrealschule** (16. August 2015)
- 8 Der Deutsche Monistenbund
- 9 Kleine Kriegserlebnisse
- 10 Die neue Ordnung
- 11 Mann der Öffentlichkeit
- 12 Stadtrat
- 13 Schwarzarbeiter
- 14 Idyll am Bodensee
- 15 Heimkehr und Abschied
- 16 Mein achtzigster Geburtstag

Herausgegeben von Tord R. Riemann, Königs Wusterhausen, 2008-2015

Copyright:

Das Werk unterliegt der [Creative Commons Lizenz \(by-nc-nd\) – 3.0 Deutschland](#). Die Rechte liegen beim Herausgeber, Dr. Tord R. Riemann. Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Sie müssen dabei mindestens folgende Quellenangaben nennen: *Robert Riemann, Dummheit und Einsicht* (Hrsg. Tord R. Riemann, [www.hugo-riemann.de](http://www.hugo-riemann.de), 2008-2015). Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am einfachsten ist es, einen Link auf die Creative Commons 3.0 Web-Seite einzubinden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt. Die juristisch genaue Fassung sehen Sie im genannten Weblink.

## Kapitel 7

## Die Oberrealschule.

Als ich zu Böttcher kam und den deutschen Unterricht in den Oberklassen verlangte, war er sehr erstaunt. Er sagte, er hätte mir doch nach dem Tode des Konrektors Reuter bereits den Unterricht in der Untersekunda anvertraut, hätte mich zum ständigen Lehrer gemacht und sogar das Kollegium die Einführung meiner Literaturgeschichte in den Unterricht beschließen lassen. Jetzt käme ich und verlange wieder mehr. Er müßte auf die Wünsche älterer Kollegen Rücksicht nehmen, die bereits viel länger als ich auf den deutschen Unterricht in den Oberklassen warteten. Ich erwiderte: „Herr Rektor, die Untersekunda ist kein Oberklasse; außerdem kommt es mir unnatürlich vor, daß die älteren Kollegen, von denen Sie sprechen, nach meinem Buche in den Oberklassen unterrichten, ich aber nicht.“ – „Wenn jemand ein gutes Buch schreibt, ist er noch längst nicht fähig, gut dadurch zu unterrichten,“ antwortete Böttcher. „Sie halten sich ohne weiteres für geeignet, wollen die Unterrichtsverteilung nach Ihren Wünschen regeln, obwohl dies Sache des Rektors ist, und ich soll einfach zu allem ja und Amen sagen. Sie irren sich! Ich sage Ihnen ganz offen, daß ich Ihre Ausbildung für die Oberklassen noch nicht für abgeschlossen halte. Sie müssen noch ein paar Jahre warten.“ – „Dann sage ich Ihnen, Herr Rektor, ebenso offen, daß ich nicht länger warten will, sondern mich an eine andere Anstalt melde, an der, wie ich weiß, Bedarf für einen Deutschlehrer in den Oberklassen ist.“ – „Reden Sie nicht so hitzig, sondern überlegen Sie sich, was Sie sagen,“ fuhr Böttcher auf. „Sie benützen einfach den Umstand, daß ich sie ständig gemacht habe, um sich woanders eine Position zu schaffen. Das ist ein eklatanter Fall von Undankbarkeit. Denken Sie einmal über Ihre Pflichten nach, und kommen Sie nach Schluß des Unterrichts um 1 Uhr wieder in mein Zimmer, um mir mitzuteilen, ob Sie tatsächlich so Knall und Fall hier weglaufen wollen!“

Wie die zweite Unterredung nach dem gereizten Ton der ersten verlaufen mußte, war völlig klar. Als ich hereinkam, saß Böttcher in der tragischen Haltung eines Menschen, der über die Schlechtigkeit aller andern nachdenkt, auf seinem Stuhle und forderte mit tonloser Stimme: „Sagen Sie mir, was Sie zu sagen haben!“ – „Da Sie mir mitgeteilt haben, daß an Ihrer Anstalt in den Oberklassen kein Platz für mich ist, habe ich mich entschlossen, mich an eine andere zu melden,“ sagte ich so kühl wie möglich. „Das ist kein feindseliger Akt, sondern ich werde immer mit Dankbarkeit an die Petrischule zurückdenken, an der ich unter Ihrer Leitung die ersten Schritte im Schuldienst getan habe.“ – „Lassen Sie das,“ sagte Böttcher grimmig, „die Zeit der schönen Redensarten ist vorbei. An welche Anstalt wollen Sie sich melden?“ – „An die Oberrealschule,“ sagte ich; „da hat das Deutsche in der Oberklasse vier Stunden, und die Geschichte drei. Das ist an keinem Gymnasium der Fall.“ – „Ja, natürlich,“ sagte Böttcher höhnisch. „Die Oberrealschule ist offenbar begründet worden, damit Sie dort mehr Grillparzer lesen können! Begreifen Sie denn gar nicht, daß die Eltern ihre Kinder dorthin schicken, weil da weder Griechisch noch Lateinisch verlangt wird? Bilden Sie sich ein, daß Sie eine Rolle an einer Schule spielen können, auf der die Naturwissenschaften dominieren?“ – „Ich habe keine Abneigung gegen diese Fächer, die auch die Ihrigen sind, Herr Rektor,“ erwiderte ich, „das zeigt Ihnen doch schon meine Freundschaft mit Beck.“ – Böttcher sank gebrochen auf seinem Stuhle zurück. „Also Beck steckt dahinter. Er geht nicht nur selbst, er zieht auch andere nach.“ – „Ich handle aus eigenem Entschluß,“ sagte ich. „Ja, ja,“ ächzte Böttcher, „wieder eine schöne Redensart. Die haben Sie ja für alles parat. Geben Sie sich keiner Täuschung darüber hin, daß ich nichts für Ihre Berufung an die Oberrealschule tun werde. Ich werde sie verhindern, schließlich gilt mein Ort auch noch etwas. Aber wie die Sache auch abläuft, reden Sie mir nichts von Anhänglichkeit und Dankbarkeit vor! Diese Worte will ich weder von Beck noch von Ihnen wieder hören!“ Ich machte eine Verbeugung und ging.

Sofort nach dem Essen schoß ich zu Beck und teilte ihm die Unterredung mit Böttcher mit. Beck amüsierte sich über unsern Redekampf und sagte: „Dein Entschluß ist etwas plötzlich gekommen, aber ich werde die Sache schon einrenken. Unser Rektor Thomas verhandelt nämlich schon mit einem ältern Kollegen, Ketzer, der ein Lehrbuch der Erdkunde geschrieben hat, das gut ist. Er ist jetzt an einer Realschule, soll aber hier Konrektor werden. Ketzer will ebenfalls Deutsch und Geschichte in den Oberklassen haben. Die Sache muß also zwischen euch aufgeteilt werden. Daß Böttcher irgend etwas verhindern kann, glaube ich nicht. Sie sind es auf dem Rathaus längst satt, sich von ihm Löcher in den Bauch reden zu lassen. Schreib noch heute deine Bewerbung an Thomas und schicke sie ihm. Du mußt deine I-Examina anführen und erwähnen, daß dein Buch bereits eingeführt ist. Die Sache kommt dann an Wagner, der jetzt Stadtrat für die Schule ist. Der wird dich zu sich bestellen.“

Am nächsten Tage bekam ich bereits einen Zettel von Beck: „Thomas einverstanden. Deutsch und Geschichte in Obersekunda, übrige Stunden zum Teil an einer Gymnasialklasse, die bei uns angehängt ist, zum Teil an der I. Realschule.“ Böttchers Verhinderungsversuche schlugen fehl. Die Redensarten bekam er auch noch zu hören; denn ich lehnte den Festabend, gegen den sich Beck verwahrt hatte, natürlich nicht ab, sondern ließ mich mit Wonne wegfeiern. Böttcher redete über das Thema: „Junge Leute wollen ausreiten“, und ich erwiderte, daß sie dabei aber doch dankbar zurückblicken und noch lange an die Gefährten denken, mit denen sie zusammen waren. Geschulte Rhetoriker waren wir ja alle beide. Die gerührten Kollegen tranken sehr viel Bier und ließen mich mit Wehmut scheiden.

Das vereinigte Kollegium der I. Realschule und der Oberrealschule, die erst einige Jahre später den Namen Leibnizschule bekam, war sonderbar zusammengesetzt. An der Spitze stand der alte Thomas, der eigentlich Theologe und noch eigentlicher alter Burschenschaftler war. Man hatte ihm, als man ihn berief, gesagt, daß er als Nachfolger des Tyrannen Pfalz vor allem „ausgleichend“ wirken müsse, damit wieder Ruhe in die Erste Realschule hineinkomme. Thomas war tief in den Sechzigern und betrachtete das als eine Weisung, alle Konflikte zu vermeiden. Er sagte mir einmal: „Ich weiß, daß es an unserer Schule auch Lehrer gibt, die ihre Pflicht nicht tun. Aber ich mache solchen Leuten keine Vorhaltungen. Wenn einer nicht pflichttreu ist, hilft das ja doch nichts.“ Er hospitierte nie, sah niemals die Hefte einer Klasse durch und führte in seinem Rektorzimmer ein beschauliches Dasein. Wenn die Eltern mit langatmigen Beschwerden kamen, tat er sie so rasch wie möglich hinaus, nachdem er ihnen begreiflich gemacht hatte, daß er stets auf der Seite seiner Lehrer stehe. Wenn man ihn um Rat fragte, sagte er: „Was schlagen Sie vor?“ Dann hörte er zu und schloß die Unterredung mit den Worten: „Gut, machen Sie das!“ In der Verwaltungsarbeit schob er zur Verzweiflung der Beamten des Rathauses alles auf die lange Bank. Die Sekretäre redeten bald spöttisch „über den großen Kasten „Ruhe sanft!“ in der Nordstraße 37.“ Sein Nachfolger behauptete, er habe anderthalb Jahre gebraucht, um alles das aufzuarbeiten, was Thomas nicht erledigt hatte.

Trotzdem war Thomas ein prachtvoller Mensch. Abgesehen von den erwähnten Verzögerungen hat er nirgends Unheil angerichtet. Für Becks umwälzende Neuschöpfung, namentlich die Ausgestaltung der physikalischen Schülerübungen, die der wichtigste Teil des Unterrichts wurden, hatte er vielleicht nicht volles Verständnis, aber er legte Beck auch nichts in den Weg und war sehr zufrieden damit, daß dieser mindestens in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern der eigentliche Rektor war. Thomas ließ sich gutmütig beiseite drängen, um seine Ruhe zu haben. Wenn er zu den Festen der Burschenschaft „Germania“ ging, hatte er die bunte Kappe bereits in der Schule in der Tasche. Er ging ganz in studentischen und noch älteren Erinnerungen auf. Seine Spezialität waren Frühschoppen nach den Schulferien. Sie fingen um zehn Uhr an und endeten am späten Abend. Dabei blieb er stets frisch, obwohl er keine feste Nahrung zu sich nahm, und bewahrte immer eine würdige Haltung. Die Kolle-

gen behaupteten, der Alkohol wirke bei ihm nicht, weil er alles wieder „herausschwabbele“. Er gab dann nämlich seine Lebenserinnerungen zum besten. Gewöhnlich fing er damit an, daß er als kleiner Junge 1848 Zettel für die Wahl Robert Blums zum Abgeordneten der Paulskirche ausgetragen habe. Dann kamen seine Schuljahre auf der Leipziger Thomasschule an die Reihe. Er berichtete, daß von dem Schulgebäude häufig ein Eselskarren hielt, und daß dann die Jungen mit diesem seltenen Tier Unfug zu treiben pflegten. Daran habe er sich nicht beteiligt, aber einmal zugesehen und habe vollkommen unschuldig von einem Lehrer, der plötzlich aus der Schule herausschoß, um Ruhe zu stiften, eine ungeheure Ohrfeige bekommen. Heulend sei er die Treppe heraufgestiegen und auch noch dem Rektor Eckstein begegnet, der kurz fragte: „Warum weinst du, Junge?“ – „Weil mir der Herr Doktor eine ’reingehauen hat, und ich habe dem Esel doch gar nichts getan!“ Darauf folgte die zweite Ohrfeige, weil Eckstein den Esel fälschlich auf den Lehrer bezog. Von demselben Eckstein, berichtete Thomas weiter, sei er auch als Oberprimaner unschuldig heruntergemacht worden. Dieser gab den Horazunterricht und hatte einmal auf dem zweiten Platz der zweiten Bank einen Schüler vor sich gehabt, der grundsätzlich überhaupt keine lateinischen Oden auswendig lernte. Eckstein, sagte Thomas, habe sich darüber wütend geärgert und immer angenommen, daß der Faulpelz noch auf demselben Platz sitze als derselbe schon längst die Schule verlassen hatte. Da die Sache bekannt war, setzte sich niemand auf den Platz des Unheils. Aber Thomas wußte nichts davon, setzte sich auf den Platz des Unheils und wurde von Eckstein sofort zum Hersagen einer Horazode aufgefordert. Nach den ersten Versen unterbrach ihn der Rektor, tadelte die Betonung und versetzte Thomas in solche Verwirrung, daß er sich in der Tat nicht mehr zurecht fand. Darauf folgte eine große Philippika Ecksteins gegen seine bekannte Faulheit und Dickfälligkeit. Weitere Folgen hatte die Sache aber nicht; denn Eckstein merkte sich die Namen nicht mehr. Man mußte sich nur vor dem Platze hüten, mit dem die schlechte Zensur verknüpft war. Damals habe ich mir die Thomassche Erzählung mit großem Behagen angehört, da mir das Behalten zahlloser Namen nicht die geringsten Schwierigkeiten machte. Als ich selbst siebzig war, wurde das freilich anders. Das schlechte Namengedächtnis der alten Leute hängt wahrscheinlich mit der Schwerhörigkeit zusammen, man wird auch seelisch taub. Man nennt ja auch leicht einen Menschen, der Melzer heißt, Merker. Man verhört sich auf dem Wege vom Ohr zum Gehirn, aber auch auf dem vom Gehirn zur Zunge, weil der ganze Apparat nichts mehr taugt. Als das nicht nur andere merkten, sondern sogar ich selbst, bin ich schließlich mit 76 Jahren sehr unwillig in den mir verhaßten Ruhestand getreten. Das „Surdus absurdus“ (Wer nicht mehr versteht, verliert den Verstand) der alten Römer klang mir immer im Ohr.

Von seinen Studentenjahren erzählte Thomas, daß die Reaktion damals „ganz scheußlich“ gewesen sei. Er war aber nationalliberal und datierte die wiederbeginnende Freiheit von Bismarck an, was mir äußerst sonderbar vorkam. Thomas berichtete von einem Leipziger Historiker Wuttke, der ein leidenschaftlicher Gegner Bismarcks gewesen sei. Als die Preußen 1866 Leipzig besetzten, sei Wuttke geflüchtet, weil er geglaubt hätte, daß sie sich an ihm vergreifen würden. Er sei dann zwar zurückgekehrt, weil er merkte, daß sich kein Mensch um ihn kümmerte, sei aber durch diese Flucht um sein Ansehn gekommen. Thomas kannte auch die Verhandlungen des damaligen Leipziger Oberbürgermeisters Koch mit Bismarck, der sich nicht bewegen ließ, Leipzig für Preußen zu annektieren, obwohl ihm der Oberbürgermeister sagte: „Leipzig kann nur als Preußische Stadt zu wirklicher Blüte gelangen. In Sachsen wird es nie das, was es werden kann.“ Als 1870 die Siegesnachricht von Sedan eintraf, ging Thomas in der jetzigen Schillerstraße an der sogenannten Bastei spazieren und wurde plötzlich von einem ihm ganz unbekanntem Mann, der vor Freude weinte, auf der Straße umarmt. Mit dem Reichstagswahlrecht aber war Thomas, der äußerst liberal zu sein glaubte, gar nicht zufrieden. Er sagte, es sei zwar aus der Reichsverfassung von 1849 übernommen, aber die Paulskirche ha-

be es nach den Vorschlägen der Heidelberger Tagung gestaltet, die doch aus Leuten bestand, die gar kein Mandat hatten. Jetzt komme es nur den Sozialdemokraten und dem Zentrum zugute. Als ich sagte, das wäre nicht das größte Unglück, fragte er erstaunt: „Ja, wollen Sie denn eine neue Revolution? Wir sind doch froh, daß wir das alles hinter uns haben.“ Aber Liberale, die nicht revolutionär sind, sind keine Liberalen mehr und merken gar nicht, daß sie zu Konservativen geworden sind. Es lag mir fern, den alten Herrn zu kränken, aber ich deutet ihm doch an, daß mir die Bürger im Reiche Bismarcks und Wilhelms II. nicht schlecht auf ihre Kosten gekommen zu sein schienen. Da schüttelte er verwundert den Kopf und dachte offenbar, ich sei doch noch recht jung und naiv.

Die eigentlich große Zeit seines Lebens waren die Jahre, die er als Hauslehrer zweier Söhne des großen Dichters Leo Tolstoi in Rußland verbracht hatte. Thomas berichtete, daß der Graf Tolstoi nie hochmütig, sondern stets gütig und liebevoll gewesen sei. Daß diese menschliche Güte sehr wohl ihre Grenzen hatte, erfuhr ich erst viel später, als ich Gorkis Erinnerungen an Tolstoi las. Thomas schilderte Tolstoi als die verkörperte Menschenliebe. Der Ketzer Tolstoi war schließlich auch eine Art von Theologe mit burschenschaftlichen Überlieferungen. Sie konnten sich also auf einer allgemein christlichen Basis einigen. Von den Romanen Tolstois sprach Thomas aber nie, und ich glaube nicht, daß er viel davon gelesen hat; denn er las überhaupt nur sehr wenig und zog die Unterhaltung dem Buche vor. Einmal hatte er aber doch den Unwillen Tolstois erregt. Das russische Weihnachtsfest war in dem Hause sehr ausgiebig gefeiert worden, und Thomas war nach der Feier in eine deutsche Siedlung herübergegangen, um dort das deutsche Neujahr zu feiern, das unmittelbar darauf folgte, ihm eigentlich sogar voranging; denn die Datumsdifferenz zwischen dem julianischen und dem gregorianischen Kalender betrug ja mehr als eine Woche. Wie sich die Deutschen die Sache gedachte hatten, war an Thomas' Erzählung nicht ganz klar zu ersehen. Jedenfalls folgten die beiden Feiern unmittelbar aufeinander. Nach einem Gelage ein zweites mitzumachen, ohne zwischendurch zu schlafen, ist auch für einen Burschenschaftler eine schwierige Aufgabe. Thomas trank diesmal doch zu viel und mußte in der Siedlung schlafen. Also war er am nächsten Tage nicht da. „Meine Zöglinge benahmen sich anständig,“ berichtete Thomas weiter, „sie sagten nichts. Bei Tisch wurde ich aber vermißt, und Tolstoi fragte, wo ich wäre. Als er hörte, daß ich am Abend in die Siedlung marschiert sei, wurde er sehr ernst und erklärte, daß in der Gegend Wölfe gesehen worden seien. Er ließ sofort eine Expedition abgehen, die mich suchen sollte. Ehe diese zurückkehrte, kam ich aber am Abend wieder. Der Graf empfing mich mit gewohnter Höflichkeit und schien der Sache kein Gewicht beizumessen. Aber als ich meinen Dienst aufgab und nach Deutschland abreisen wollte, zahlte er mir mein Resthonorar aus, gab mir ein gutes Zeugnis und bemerkte dazu: „Herr Thomas, ich bin mit Ihnen zufrieden gewesen. Sie haben sich um meine Söhne wirklich bekümmert und ihnen etwas beigebracht. Aber Sie sind einmal besoffen gewesen und haben am nächsten Tage ihren Pflichten nicht nachkommen können. Das war eine grobe Ungehörigkeit, die nicht hätte vorkommen dürfen. Sie ist in Ihrem Zeugnis nicht erwähnt, aber ich wollte es Ihnen wenigstens mündlich sagen.“ Ich wollte mich mit der Datumsdifferenz entschuldigen,“ schloß Thomas, „aber darauf ließ sich Tolstoi nicht ein. Er nahm nichts humoristisch, sondern war immer ernst.“

Da häufig behauptet wird, die Russen tranken mehr Alkohol als die Deutschen, hörten wir auch diese Geschichte, in der die Rollen umgekehrt verteilt sind, sehr gern. Die Zeit verging im Fluge, wenn man den alten Thomas erzählen hörte. Nach einer Sedanfeier, die ja damals noch allgemein abgehalten wurde, obwohl ein Menschenalter seit dem Siege verflossen war, gingen wir schon um 10 Uhr morgens in den Ratskeller und tranken eine Flasche Wein nach der andern. Ich hatte die Vorsicht, als Mittagessen ein großes garniertes Schnitzel einzuschieben. Die Kollegen waren zu geizig dazu und aßen nur eine Muschel voll Kalbfleischragout. Daher bekamen sie allmählich rote Köpfe und schrien ziemlich durcheinander. Im Laufe des Nach-

mittags wurden die Verheirateten einer nach dem andern ans Telefon gerufen und von ihren Frauen nach Hause beordert. Die Junggesellen hielten etwas länger aus, aber schließlich waren nur noch Thomas, ich und der Turnlehrer Graupner übrig, der vor Entzücken außer sich war, als ich eine Flasche roten Sekt kommen ließ; er trank viel zu hastig mehrere Gläser, schrie dann andauernd „Fränzchen“, womit er mich meinte, obwohl ich gar nicht Franz heiße, und lallte, wenn ihn Thomas erstaunt ansah: „Herr Rektor, die alten Deutschen, ja, ja, die alten Deutschen, - die – alten – Deutschen!“ Vermutlich meinte er, daß diese ebensoviel getrunken hätten wie wir, aber zum Sekt paßte diese barbarische Reminiszenz in keiner Weise. Schließlich schief Graupner ein, rollte plötzlich vom Stuhl auf den Boden und blieb reglos liegen. Sofort erschien der Geschäftsführer, der uns wohl schon lange beobachtet hatte, mit zwei Kellnern an unserem Tisch und entschied kategorisch: „Dem Manne kann jetzt mit nichts geholfen werden als mit frischer Luft.“ Sie packten Graupner wieder auf einen Stuhl und trugen ihn ins Freie. Ich wollte mich an dem Transport, der natürlich in dem dichtgefüllten Lokal großes Aufsehen erregte, beteiligen, aber Thomas bat mich: „Bleiben Sie doch wenigstens ruhig bei mir sitzen, damit die Leute merken, daß eigentlich gar nichts passiert ist. Die ganze Sache wird mir doch zur Last gelegt, weil ich der Rektor bin. Eigentlich sind Sie aber schuld. Ich würde niemals Sekt bestellt haben. Ich trinke keinen, und die Kollegen vertragen ihn auch nicht. Haben wir denn überhaupt viel Wein getrunken?“ – „Unsere gesammelten Werke stehen hier auf dem Seitentisch, Herr Rektor,“ sagte ich. „Vermutlich denken die Kellner, irgendeiner hätte zu wenig bezahlt, und wollen uns bei der Schlußabrechnung für die nichtbezahlten Flaschen verantwortlich machen.“ – „Wieviele leere Flaschen stehen denn da?“ – „Ich habe eben nachgezählt,“ sagte ich, „es sind fünfunddreißig. Wir waren, als die Sache in Gang kam und die Kellner anfangen, die leeren Flaschen dort aufzubauen, noch sieben. Es kommen also auf den Mann fünf Flaschen.“ – „Und wie lange sind wir da?“ – „Wir sind um zehn Uhr gekommen und jetzt ist wieder zehn vorbei.“ – „Da haben wir also immer zwei Stunden an einer Flasche getrunken, und das kann man doch nicht unmäßig nennen.“ – „Der Fehler ist nur der, daß Graupner nichts gegessen, sondern bloß getrunken hat,“ sagte ich. „Das ist kein Grund,“ erwiderte Thomas. „Ich habe auch nichts gegessen. Es kommt nur von dem unglückseligen Sekt. Graupner hat ihn nur getrunken, weil er ihn umsonst bekam.“ – „Er war als eine Art von Schlußstein gedacht,“ sagte ich. Darauf bezahlten wir, wobei wir übrigens nicht übervorteilt wurden, und verließen das wieder vollkommen ruhig gewordene Lokal. Als wir am Königsplatz waren, sagte Thomas: „Meine Elektrische fährt gerade ab. Leben Sie wohl!“ Er lief hinter der Elektrischen her, sprang hinein und fuhr davon. Er war damals schon 67 Jahre alt. Am nächsten Morgen kam Thomas ganz gegen seine Gewohnheit in die Unterprima, in der ich einen Klassenaufsatz schreiben ließ. Wir mußten aber von irgendeinem Schülervater bei der Kneiperei beobachtet worden sein; denn es herrschte eine gewisse Heiterkeit, als ich Thomas bis vor die Tür begleitete, wo er mir sagte: „Graupner hat eine Entschuldigung geschickt. Er habe eine Diarrhøe, die er nicht zum Stehen bringen könne. Außerdem fehlen noch zwei andere Lehrer. Ich finde das schlapp!“ – „Ich auch,“ sagte ich kopfschüttelnd, „wenn die Leute nichts vertragen können, sollen sie auch nichts trinken.“ – „Ja, die Vertretung macht große Schwierigkeiten, aber ich bekomme sie fertig,“ erklärte Thomas.

Die Thomasschule, die Verehrung der alten Achtundvierziger und die Trunkfestigkeit waren die Bande, die mich mit Thomas verknüpften. Außerdem war jeder von uns beiden davon überzeugt, daß der andre eine ehrliche Haut war. Über pädagogische, metaphysische oder religiöse Probleme haben wir nie miteinander gesprochen. Man macht sich überhaupt eine falsche Vorstellung von den Menschen, wenn man annimmt, daß die weltanschaulichen Gegensätze bei jeder Berührung zur Explosion kommen müssen. Jedenfalls war das damals nicht der Fall. Es gehörte zum guten Tone, solche Dinge als Privatmeinungen zu betrachten.

Daß Thomas politisch gar nicht unserer Meinung war, zeigte sich aber, als Beck einmal

wieder die Festrede hatte und über die Abbeschen Reformen im Jenaer Betrieb der Zeißwerke sprach. Beck hatte eine schrankenlose Verehrung für Abbe. Als er die Gewinnbeteiligung der Arbeiter für eine äußerst vernünftige Maßregel erklärte, war Thomas einfach entsetzt. Er war Nationalliberaler, besaß ein Haus in der Kaiser-Wilhelm-Straße, die heutigen August-Bebel-Straße heißt, und sah in jeder Beschränkung des Privateigentums einen Angriff auf die göttliche Weltordnung. Es war ihm unfassbar, daß Beck so etwas vor dreißig Lehrern und sechshundert Schülern äußerte, von denen es sicher viele zu Hause erzählten. Es war Thomas bereits unangenehm, daß ich bei der Theodor-Körner-Feier die absolute Minderwertigkeit der Körnerschen Dramen hervorhob. Er meinte, ich hätte den Freiheitsdichter feiern und von seinen Schwächen schweigen sollen. Wirkliche Literaturkritik lag ihm völlig fern. Wegen seiner Abneigung gegen kämpferische Auseinandersetzungen hatte man ihn eben als „Ausgleichsrektor“ auf Pfalz folgen lassen.

Von der Opposition gegen diesen waren noch einige Reste lebendig. Der alte Knurrpeter Fritsch, der in jeder Konferenz Streit anfang und als Zeichen seiner Mannhaftigkeit eine rücksichtslose Kritik des Schulamtes und des Rektors vom Stapel ließ, führte sie. Geflügeltes Wort war im Kollegium, daß Fritsch noch unter Pfalz einmal geäußert hatte: „Wenn Pfalz etwas sagt, ist das für mich genau so viel, als wenn eine alte Gans furzt!“ Ähnliche Bilder brauchte er im Gespräch mit Vorliebe. Er war Erzgebirgler, aufstudierter Pädagoge und duzte alle, die ebenfalls aus dem Lehrerzimmer hervorgegangen waren. Die Seminarzöglinge konnten nämlich, wenn sie ausgezeichnete Examina machten, als stud. päd. an der Universität immatrikuliert werden und eine Ergänzungsprüfung ablegen. Bestanden sie auch diese, dann wurden sie Lehrer an den Realschulen. Dorthin setzte man andererseits auch die Vollakademiker, die statt der erstrebten Fakultäten für alle Klassen nur die für die Unterklassen bekommen hatten. An der Realschule trafen sich also die besten Seminaristen mit den im Examen zu leicht befundenen Vollakademikern, eine höchst unglückliche Regelung, die zu fortwährenden Reibereien führte. Die ehemaligen Seminaristen verachteten die Vollakademiker als halbdurchgefallene Bierstudenten, die außerdem noch keine pädagogische Vorbildung hatten. Die seminaristisch Vorgebildeten redeten fast nur von Pädagogik. Die Vollakademiker sahen dagegen mit Standesdünkel auf die Seminaristen herunter und glaubten, daß diese eigentlich an die Volksschule gehörten. Unter den Vollakademikern waren einige, die trotz ihres Schiffbruchs im Examen ausgezeichneten Unterricht gaben. Auch diese redeten beständig über Pädagogik, weil sie ihre Erfolge erst auf diesem Gebiete erzielt hatten, bedienten sich aber nicht der Fachausdrücke, mit denen die eigentlichen Pädagogen um sich warfen, und wurden daher von diesen für Dilettanten erklärt, deren Lehrerfolge nur Zufallsresultate wären. „Ihr habt kein System, sondern nur Praxis!“ sagten sie mit einem Selbstbewußtsein, hinter dem sich oft heimlicher Neid verbarg.

Eigentlich waren das schon Gegensätze genug. Die Pädagogen waren aber auch noch ehrgeizig, wollten sich gegenseitig übertreffen und mißgönnten sich ihre Erfolge. Endlich war ein Teil von ihnen in der Sängerschaft Arion an der Universität „aktiv“ gewesen, ein anderer in der Sängerschaft Paulus. Daraus ergaben sich wieder zwei Cliques, die sich befehdeten. Welchen Krach das zuzufolge hatte, erlebte ich, als einer der begabtesten Pädagogen, Bernhard Seyfert, eine recht gute Bearbeitung des Neubauerschen „Geschichtslehrbuches für höhere Lehranstalten“ herstellte und seine Einführung an der I. Realschule durchsetzte. Seyfert war alter Pauliner. Vor der Konferenz setzten sich diejenigen Pädagogen, die keine Pauliner waren, zusammen und korrigierten das Buch auf sachliche Fehler, stilistische Unebenheiten, ihrer Meinung nach verkehrte Betonungen usw. durch. Die Vollakademiker waren für das Buch, das nur ganz unerhebliche Verstöße aufwies. Die Führung der Opposition hatte Fritsch. Er hatte mit einem andern ehrgeizigen Pädagogen Tetzner, der über deutsche Literatur schrieb, alle Betonungen mit dem griechischen Lexikon in der Hand durchgeprüft und war auf die Art zu ganz verkehrten Beto-

nungen gekommen. Er belehrte uns triumphierend, daß man nicht Pýlades sagen dürfe, sonder Pyládes und nicht Schlacht am Graníkos, sondern Granikós. Das kam uns, die Vollakademiker waren, natürlich vollkommen lächerlich vor. Ich fragte ihn, wie er mit den Versen der Goetheschen „Iphigenie“ fertig werden wolle. Ob er betonen wolle:

*Oh segnet, Götter, unsern Pyládes.*

Das sei doch kein fünffüßiger Jambus. Er behauptete einfach, die Schule dürfe keine falsche Betonung dulden oder gar empfehlen. Am empfindlichsten war der unglückliche Seyfert gegen den Vorwurf, daß er einen schlechten Stil schriebe. Er sagte: „Ich behalte meinen Stil für mich.“ – „Ja,“ brüllte Fritsch, „wenn du ihn nur für dich behalten hättest, statt ihn drucken zu lassen.“ – „Du redest Quark,“ erwiderte Seyfert. „Du schriebs Quatsch,“ schlug Fritsch zurück. Der alte Thomas, dem dieses Gezänk ungeheuer peinlich war, lief dunkelrot an, sagte aber kein Wort. Ich riß alle Fenster auf, um ihn vor einem Schlaganfall zu bewahren. Darauf mäßigten sich die Zankenden etwas, weil sie dachten, es könne jemand von draußen zuhören. Bei der Abstimmung bekamen wir die Mehrheit, und das Buch Seyferts wurde eingeführt. Seine engeren Fachkollegen waren trotzdem erfreut, weil sie ihm das Vergnügen gehörig versalzt hatten. Daß die Szene dem Ansehn aller Pädagogen der Anstalt, also auch ihnen selbst, ungeheuer geschadet hatte, begriffen sie erst später. Sie zänkten sich aber auch dann weiter.

Auch die I. Realschule hatte einen Vollakademiker, der zugleich Vorlesungen an der Universität hielt. Das war Professor Simroth. Er erledigte allerdings den Schulunterricht nur ganz nebenbei. Er kam im fliegenden Mantel viel zu spät in die Klasse, berichtete dieser zunächst, wodurch er aufgehalten worden sei, trug dann einiges vor, was ihm gerade einfiel, und stellte Fragen, über deren richtige oder auch nur halbrichtige Beantwortung er mit einer I, I<sup>b</sup> oder II<sup>a</sup> quittierte. Eine tiefere Zensierung gab es bei ihm überhaupt nicht. Er las und schrieb unermüdlich und kam dabei nie aus dem Enthusiasmus heraus. Seine pädagogische Methode war denkbar einfach; denn sie bestand darin, seine Begeisterung den Schülern mitzuteilen, die ihn liebten, obwohl sie lächelten, wenn sie von ihm sprachen. Beck fand ihn nicht solide genug und sagte: „Simroths Unterricht ist überhaupt nur als eine Arabeske denkbar. Er fragt nach den kleinsten Lebewesen und findet es ebenso richtig, wenn die Schüler Elektronen sagen, als wenn sie von den Bakterien reden. Sagen sie Bakterien, dann redet er eben den Rest der Stunde von Bakterien. Er selbst weiß alles, aber er hat nie ein Bild davon, ob seine Schüler überhaupt etwas wissen. Die Folge ist, daß die schlechtesten Schüler zu gut wegkommen und die guten Schüler auf die I, die sie bekommen, keinen Wert legen, weil die Ignoranten dieselbe Zensur haben. Wenn über die Nichtversetzung eines Schülers beraten wird, der in der Mathematik die IV hat, dann kommt Simroth mit seiner I dazwischen, die einfach ein Produkt unendlicher Gutmütigkeit ist, die mir als Schwäche erscheint. Simroth wird als eine wissenschaftliche Größe betrachtet, aber ich kann nur sagen, daß er ein miserabler Lehrer ist. Die Oberrealschule würde gewinnen, wenn er endlich an der Universität eine ordentliche Professur bekäme und die Schule nicht länger unsicher machte.“ Darauf erwiderte ich: „Aber wir dürfen doch nicht verkennen, daß Simroth unbedingt auf dem Boden des Darwinismus steht und mit denselben Begriffen denkt wie wir, ohne irgendwelche religiöse Hemmungen zu haben. Er teilt doch auch das den Schülern mit und bringt sie damit auf den richtigen Weg; das scheint mir beinahe wesentlicher als die genaue Kenntnis der chemischen Formeln.“ – „Du würdest anders darüber denken, wenn du Chemiker wärst und einmal eine Klasse übernähmest, die er im Vorjahr gehabt hat,“ erwiderte Beck. „So ist es mir gegangen. Ich konnte nur das absolute Nichts in den Köpfen der Schüler feststellen und mußte einfach ganz von vorn wieder anfangen.“ – „Ich habe aber jetzt ein Schulprogramm von Simroth gelesen, in dem er seine italienische Reise schildert,“ sagte ich. „Da entdeckt er an den Abhängen der Alpen, die stark dem Winde ausgesetzt sind, Bäume,



die so krumm geworden sind, daß sie die Form von Jochen angenommen haben. Dann findet er in den tiefergelegenen Dörfern diese Bäume als Ochsenjoch wieder. Die Bauern holen sich ihre Jocher fertig von den Bergen. Wenn er das den Schülern erzählt, begreifen die doch ohne weiteres, wie das Milieu den Menschen umwandelt.“ – „Ja,“ meinte Beck, „Simroth macht es überhaupt wie Goethe, der irgend etwas auf der Straße findet oder in einem botanischen Garten sieht, davon völlig fasziniert wird und eine Wissenschaft daraus macht. Eine exakte Forschung, die mit Verseschreiben arbeitet, ist das nicht. Es ist halbe Poesie. Simroth hat auch fixe Ideen. Die eine ist *Limax maximus*, die große Wegschnecke, die er für das wichtigste Tier zu halten scheint. Die Schüler haben das auch bereits weg. Sie haben neulich eine Biermimik aufgeführt, in der Simroth mit fliegendem Mantel dargestellt wurde, wie er erzählte, der Bahnzug, mit dem er von Gautzsch hereinfuhr, habe Verspätung gehabt, weil eine Wegschnecke auf die Schienen geraten sei. *Limax maximus* ist eben für alles verantwortlich.“

Die zweite Hauptidee Simroths war die Pendulationstheorie. Nach Simroths Meinung ändert sich im Laufe der Jahrtausende die Lage der Erdachse zu ihrer Bahn, damit die Sonnenbestrahlung und das Klima. Infolgedessen treten periodisch die Eiszeiten auf, bei denen die Bevölkerung der vereisten Gebiete nach rechts und links ausweicht. Daher finden wir auf weit auseinander liegenden Teilen der Erdoberfläche überraschend ähnliche Kulturercheinungen, zu denen es z.B. gehört, daß in Ostasien und in Amerika das Tabakrauchen verbreitet war, während man es in Europa vor der Entdeckung Europas nicht kannte. Anhänger der Pendulationstheorie war der Direktor des Leipziger Museums für Völkerkunde, Weule, bei dem ich eine Vortragsreihe gehört habe, in der ein Bild von Leipzig gezeigt wurde, das uns alle überraschte. Es stellte eine Kalmückenfamilie mit Rentieren dar. Weule sagte: „Über Leipzigs jetzigem Gelände lag eine über hundert Meter dicke Schicht von Schnee und Eis. So sah es hier nicht nur einmal aus, sondern schon mehrfach, nämlich jedesmal, wenn infolge der Pendelbewegung der Erdachse wieder eine Eiszeit eingetreten war.“ Diese Theorie gefiel mir nicht. Sie erinnerte an Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft, die ich auch nicht leiden mochte. Was soll aus dem fortschrittsgläubigen Optimismus werden, wenn immer wieder die Kultur in Schnee und Eis versinkt? Schopenhauer macht sich über den Glauben an den Fortschritt und das glückliche Zeitalter lustig. Er sagte: „Schade, daß wir nicht ein bißchen früher angefangen haben; denn dann wären wir schon da.“ Weil eine unendliche Zeit hinter uns liegt, ist das ein beachtlicher Einwand. Die pessimistischen Theorien schlagen sich überhaupt alle mit der Unendlichkeit der Zeit herum, während die Zeit nur vom Geschehen abstrahiert ist und sozusagen nur ein anderer Ausdruck für das Geschehen selbst ist. Schon der mathematische Philosoph Pascal grübelte sich über den Unendlichkeitsbegriff in die Mystik hinein. Man behauptet, Jünglinge seien in ihrem Kraftbewußtsein optimistisch und dächten in gerader Linie, Greise dagegen im Kreise, weil sie merkten, daß immer wieder dieselben Dummheiten gemacht würden. Nach meiner Meinung berechtigt das den Greis nicht, müde zu lächeln, wenn er sieht, daß wieder alles falsch gemacht wird. Er muß vielmehr rufen: „Halt! Ihr treibt ja glücklich wieder in den Faschismus hinein! Ich kann euch sagen, daß Ihr schon auf der zweiten Station seid,“ usw. Hegel war ein Müdigkeitsphilosoph, als er sagte: „Die Geschichte beweist nur, daß die Völker nichts aus der Geschichte lernen wollen.“ Das ruhig mit anzusehen, ist orientalisches Wartenkönnen war uns der alte Orient immer überlegen. Das Erwachen der Völker Asiens besteht heute zum großen Teile darin, daß sie nicht mehr warten, sondern handeln. Alles, was die Tatkraft lähmt, ist eine falsche Philosophie. Also auch die Pendulationstheorie. Wer das für einen rhetorischen Beweis erklärt, soll wenigstens den Mund halten und die andern nicht beim Handeln stören.

Auf der Suche nach Beweisen für die Pendulationstheorie hatte sich Simroth besonders auf die Parallelercheinungen bei den nach rechts und links ausgewichenen Völkern geworfen. Auch er geriet dabei aber ins Mystische hinein. Zu den Parallelercheinungen rechnete er

schließlich auch die Erdbeben. Wenn auf der einen Halbkugel eins erfolgte, suchte er auf der andern krampfhaft nach dem Parallelerdbeben. Einmal fand er keins und sagte betrübt: „Es muß wohl in Japan gewesen sein. Dort kommen ja so viele Erdbeben vor, daß die kleineren gar nicht bemerkt werden. Deshalb bekommen wir keine Meldungen.“ Die Suche nach Parallelerscheinungen in Kunst, Mythologie, Sitten und Technik trieben die Simrothianer als Sport. Anhänger hatte er überall. Ein Dresdner Ingenieur schickte ihm als Zeichen seiner Verehrung einen kostbaren Bierseidel, der einen roten Deckel hatte, auf dem ein goldenes S aufgelötet war. Es kam also „S im Rot“ heraus. Diesen Seidel mußten wir auch bewundern, als wir einmal an einem Donnerstagabend zu Simroth nach Gautzsch hinausfuhren. Er versammelte nämlich jeden Donnerstagabend seine Studenten und Freunde in seinem Hause, bewirtete sie äußerst einfach und setzte ihnen einen „Bischof“ genannten Trank vor, der niemand berauschte. Zigarren konnte man so viele rauchen, wie man wollte, aber es nahm niemals ein Mensch mehr als eine; denn dann wurde ihm bereits schlecht. In der Hauptsache setzte Simroth seinen Gästen sich selbst vor, und das war bei seiner sprühenden Lebendigkeit immerhin etwas.

Die Schriftstellerei grassierte geradezu an der I. Realschule und werdenden Oberrealschule. Der Theologe Hofmann schrieb ein Lehrbuch der Religionsgeschichte und gab sogar das erste lutherische Gesangsbuch in einem Faksimileddeutsch heraus. Er unterrichtete Musik und Religion, und war sehr unwillig darüber, daß man ihn auch nötigte, deutschen Unterricht zu geben. Er wollte keine Hefte korrigieren. Einmal ließ er in einer Klasse ein ganzes Jahr lang keine Aufsätze schreiben. Die Pädagogen bekamen das natürlich heraus, hielten es ihm vor und machten einen vergeblichen Versuch, Thomas zum Einschreiten zu bewegen. Hofmann behielt seinen Spitznamen, den er schon als Thomaner bekommen hatte, mit vollem Rechte sein Leben lang. Er hieß „das Bummelsche“. Seine beiden Brüder waren vor ihm auf die Thomasschule gekommen. Der älteste wurde wegen seiner falschen Aussprache des französischen Pronomens „je“ das „Sche“ genannt. Als der zweite kam, unterschieden die Mitschüler das große und das kleine „Sche“. Beim dritten waren sie ratlos, bemerkten aber bald seine Faulheit und Nachlässigkeit und nannten ihn daher „das Bummelsche“. Als dieser meinen Antrittsbesuch erwiderte, ging er auch zu meinem Vater und brachte ihm einen Gruß von seiner Frau, die auf dem Hamburger Konservatorium bei ihm studiert hatte. Mein Vater konnte sich nicht gleich darauf besinnen, rief aber plötzlich: „Ach ja, jetzt erinnere ich mich, die Frau mit dem groben Gesicht!“ Meine Mutter rief entsetzt: „Aber Hugo!“ Hofmann erwiderte betroffen: „So grob ist das Gesicht eigentlich nicht.“ Ob er die Geschichte seiner Frau erzählt hat, weiß ich nicht. Hofmann war auch noch Organist an der Universitätskirche und hielt dieses Amt und die Schriftstellerei für viel wichtiger als die Schule. Seine Stunden dienten der Erholung der Schüler und seiner eigenen. Die Jungen behaupteten, wenn Hofmann einen Bleistift spitze, ruhe der Unterricht für zehn Minuten. Viel Schaden hat er also nicht angerichtet. Religiös wurde niemand durch ihn.

Der angenehmste von den Pädagogen war Becher, der sich unermüdlich weiterbildete, die Schülerbibliothek verwaltete und alle neu eingestellten Bücher selbst las. Er litt aber an einem Minderwertigkeitskomplex gegenüber den Vollakademikern. Mit drei andern Kollegen hatte er das Lesebuch für die Realschulen neu bearbeitet und um sehr wertvoll Beiträge aus seiner Lektüre bereichert. Äußerst schüchtern fragte er mich eines Tages, ob ich es nicht unter meine Würde hielte, in die Redaktion des Lesebuches einzutreten. Er war vor Freude ganz aus dem Häuschen, als ich antwortete, ich hielte das vielmehr für eine Ehre und würde sehr gern mitmachen. Ich lieferte ihm eine Durcharbeitung der Abschnitte über germanische Mythologie, eine Auswahl aus Bürgers „Münchhausen“ und Schwabs Volksbuch von den Schildbürgern, einen Aufsatz von Ostwald über Robert Mayer in schulmäßiger Umgestaltung, Balladen von Conrad Ferdinand Meyer und Börries von Münchhausen. Ich korrigierte auch die Poetik durch, die im Anhang zum letzten Bande stand, und fügte einige Jahre später zwei Bogen über die Weimarer

Verfassung ein. Damals lebte Becher aber nicht mehr. Seine angeborene Neigung zur Schwermut war durch den Ersten Weltkrieg so gesteigert worden, daß er sich in der Schülerbibliothek erhängte. Es war sehr schade um ihn, aber sein ewiger Kummer über die Lückenhaftigkeit der Seminarbildung war sicher im Gegensatz zu der Aufgeblasenheit der andern Pädagogen ein Krankheitssymptom. Menschen, die nicht auf irgend etwas eingebildet sind, haben einen Knacks. Die Eitelkeit ist ein Zeichen der Gesundheit. Die durch Becker vermittelte Zusammenarbeit mit den Pädagogen am Lesebuch hatte die angenehme Folge, daß jedes Mißtrauen der Gruppe gegen mich schwand. Wir vertrugen uns seitdem sehr gut.

Dafür bekam ich aber Börries von Münchhausen auf den Hals. Dieser hatte die sonderbare Angewohnheit, jeden Menschen, der etwas über ihn schrieb, persönlich aufzusuchen und die Ausführungen zu berichtigen, so daß sie dem Bild entsprachen, wie er auf die Nachwelt zu kommen wünschte. Er kam in unsere Wohnung, hörte von meiner Mutter, daß ich in der Schule wäre, und fragte, ob ich am Nachmittag um 5 Uhr in die Paegesche Weinstube in der Hainstraße kommen wolle. „Das wird meinem Sohne sicher Vergnügen machen,“ sagte meine Mutter. Der Dichter kam hin, bestellte eine recht teure Flasche Mosel und berichtigte meine Ausführungen in Wicherts Literaturgeschichte. Die Balladen nach dem Alten Testament seien in seinem Schaffen nicht die Hauptsache. Er gehöre auch nicht in die Nachfolge von Conrad Ferdinand Meyer, sondern in die Theodor Fontanes, mit dessen Balladen er sich viel länger beschäftigt habe. Ich erwiderte, die Berichtigungen seien dankenswert, und er sei kompetent, wo es sich um seine Absichten handle, über die ich nur Vermutungen hätte äußern können. Dann redete er darüber, daß ihm viel daran läge, daß die Jugend ein richtiges Bild von ihm bekäme. Er sei jetzt allerdings konservativ, aber er habe in seiner Jugend revolutionär gedacht. Ein alter Marxist in Hannover, mit dem er sich angefreundet hätte, habe ihm als fünfzehnjährigem Jungen das Buch von Engels „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ förmlich aufgezwungen, und er habe dann mit ihm darüber disputiert. Das sei gut gewesen; denn jeder anständige junge Mensch müsse revolutionär denken, wenn er später ein guter Konservativer werden solle. Das habe er auch seinem Neffen gesagt, als dieser ihn durch ein rückhaltloses Bekenntnis zum konservativen Denken habe erfreuen wollen. Der Junge sei über diese Ablehnung ganz entsetzt gewesen und hatte ihm geantwortet: „Was soll mir denn das helfen, wenn ich jetzt etwas denke, was, wie du selbst sagst, falsch ist?“ – „Darauf habe ich ihm aber gehörig den Marsch geblasen,“ sagte Börries. „Ich habe ihm auseinandergesetzt, daß man ein Mensch seiner Zeit sein, also seine Zeit kennen muß, auch wenn man sie als alter Adliger ablehnen muß. Wenn man sie aber von vornherein ablehnt, womöglich aus Karriere Rücksichten, dann versteht man seine Zeit nicht. Es ist sogar gefährlich. Es ist so ähnlich, als wenn man zu spät die Masern bekommt. Dann richten sie Unheil an. Es gibt ja jetzt sogar in der Sozialdemokratischen Partei Adlige. Die haben eben zu spät die Masern bekommen.“ – „Aber jetzt sind Sie ein Vertreter des alten Denkens?“ fragte ich. „Unbedingt,“ antwortete er. „Ich kann mich doch nicht mit einer Zeit einig fühlen, die mir nach dem Untergang der „Titanic“ einen Ozeandampfer aus Schokolade anbietet! Das ist mir gerade in Berlin passiert. So etwas soll ich meinen Kindern mitbringen! Billigen Sie denn solche Reklame?“ – „Sie sind geschmacklos,“ sagte ich. „Den Kindern wird sie aber kaum schaden, da diese das Schiff aus Schokolade sofort aufessen!“ – „Nein, das erzieht zu einer gemeinen Denkungsart,“ sagte er. „Ich weiß nicht, ob Sie das Denken des alten Adels auf den Rittergütern, die im Lande verstreut liegen, ganz begreifen können. Das ist etwas ganz anderes als Berlin oder Leipzig oder sonst eine Großstadt.“ – „Das weiß ich,“ erwiderte ich, „mein Vater ist auf dem Rittergut geboren, das meinem Großvater gehörte.“

Unsere Flasche war leer. Ich bestellte die zweite und setzte dadurch den Kellner, der den Dichter immer mit „Herr Baron“ anredete, in großes Erstaunen. Der Herr Baron fuhr fort: „Also Sie haben einmal ein Rittergut gehabt?“ – „Ja,“ sagte ich, „aber es ist längst verkauft.“ –

„Das ist eben der Fehler,“ sagte er. „Das ist bürgerlich, verzeihen Sie, aber ich muß es wirklich sagen. Wenn Sie das Gut noch hätten, dann wäre es ein Zufluchtsort, auf dem sich die Familie immer wieder zusammenfinden könnte. So aber bildet sich gar keine Tradition. Dieses moderne kaufmännische Denken dringt jetzt auch bei uns ein. Früher hielt der alte Adel seine Güter, auch wenn er auf ihnen hungerte. Aber jetzt verkaufen sogar die Adligen, sobald die Preise der Rittergüter steigen. und dann kaufen sie für das Geld die Aktien einer Fabrik und freuen sich, weil die viel höhere Zinsen bringen. Das ist nicht adlig gedacht! Es ist ekelhaft, in so einer Zeit der Krämer zu leben. Im Mittelalter hätte ich leben müssen, allenfalls noch in der Zeit der Landsknechte oder im äußersten Falle im Dreißigjährigen Kriege. Was danach kommt, ist alles widerlich.“ – „Wir Bürgerlichen haben den Dreißigjährigen Krieg in weniger angenehmer Erinnerung,“ erwiderte ich. „Meine Ahnen waren damals Bürgermeister in Sondershausen und Nordhausen und haben wahrscheinlich allerhand auszustehen gehabt.“ – „Wir etwa nicht?“ rief Börries. „Meinen Sie etwa, wir wären auf Rosen gebetet gewesen? Aber es war unsere Zeit, wir waren die Männer der Zeit. Ihre Bürgermeister, vor denen ich im übrigen allen Respekt habe, hätten sich sicher jetzt wohler gefühlt, und das ist eben der Unterschied.“ – „Ich halte es für kein Unglück, daß die Zeit des Dreißigjährigen Krieges vorüber ist,“ antwortete ich. „Sie haben mir aber noch nicht erzählt, ob Sie von den demokratischen Masern unmittelbar zum konservativen Denken übergegangen sind.“ – „Ach, keineswegs,“ sagte der Baron, „dazwischen liegt noch die Zeit meiner religiösen Zerknirschung. Ich bin sogar in München eines Morgens in eine katholische Kirche gegangen und habe auf den Knien liegend gebeichtet.“ – „Aber übergetreten sind Sie nicht?“ fragte ich. „Nein,“ erwiderte er, „Auch das ging vorüber. Ein Jahr später eignete ich mir sogar mit großem Vergnügen den Fluch eines Marseiller Matrosen an: Au Batârd de Sainte Marie!“ – „Jesus den Bastard der Maria zu nennen, ist originell,“ sagte ich. „Dieser Fluch war mir unbekannt. Gehört nun die katholische Episode auch unbedingt in die Entwicklung zum konservativen Denken hinein?“ – „nein, aber in die zum Dichter,“ antwortete mit großem Ernst Börries. „In das Seelenleben eines Dichters gehen alle wirklichen großen Strömungen der Zeit ein, und daraus bildet sich erst das wahre Ich, wenn man etwa dreißig Jahre alt ist. Vorher ist alles Gärung. Haben Sie jemals gedichtet?“ – „Vielzuviel,“ sagte ich, „die Formen beherrsche ich sogar recht gut, aber ich habe eines Tages entdeckt, daß ich der Menschheit nichts Neues zu sagen hatte, und da habe ich das Dichten aufgesteckt.“ – „Sie sagen so leichthin, daß Sie die Formen beherrschen,“ fuhr Börries fort. „Was verstehen Sie darunter?“ – „Distichen, Sonette, Stanzen, Oden im Geschmack des Horaz, fünftaktige Tragödien, von denen sogar eine mit sehr schwachem Erfolg an einer besseren Schmiere in der Provinz aufgeführt worden ist.“ – „Aber da sind Sie ja beinahe vom Fach,“ stellte der Dichter fest, „und werden sicher Verständnis für das haben, was ich Ihnen noch erzählen will. Meinen Sie, daß alle Balladen in Strophen gedichtet sein müssen?“ – „Allerdings,“ sagte ich. „Die Ballade ist ursprünglich eine Tanzlied, das Wort Strophe heißt Wendung. Es singt also einer und tanzt oder schreitet dazu vorwärts. Dann hört er auf und macht kehrt. Darauf geht der Partner singend vorwärts. Läßt man das alles Außeracht, dann ist es keine Ballade mehr, sondern eine poetische Erzählung, Verserzählung, jedenfalls etwas ganz anderes.“ – „Kommt Ihnen, wenn Sie so weit sind, nicht der Gedanke, daß dabei eine große Schwierigkeit entsteht?“ fragte er weiter. „Einfach ist es natürlich nicht, in Strophen zu erzählen,“ sagte ich. „Das merke ich, wenn ich mit meinen Schülern das Nibelungenlied lese. Nach der dritten Langzeile ist der Dichter gewöhnlich fertig und füllt die vierte aus, indem er sich wiederholt oder einfach versichert, um des Erzählten willen seien später, nämlich bei Etzel im Hunnenland, sehr viele Menschen totgeschlagen worden. Es macht dem Dichter also Schwierigkeiten, die Strophe zu füllen.“ – „und mir geht es gerade umgekehrt,“ erwiderte der Dichter. „Ich bin sehr oft mit dem Teilstück der Erzählung, mit der Stimmung oder dem Gedanken, oder was es sonst ist, am Ende der Strophe noch nicht fertig. Man zerstört

aber die Kunstform, wenn man den Text von einer Strophe in die andere hinüberlaufen läßt.“ – „Das hat aber Klopstock oft getan,“ sagte ich. „Ja, aber er hat keine Balladen gedichtet,“ fuhr Börries fort. „In denen von Bürger, Goethe, Schiller, Fontane kommt das nie vor. Es durfte also auch bei mir nicht geschehen. Das Problem hat mich wochenlang gepeinigt. Glauben Sie mir, ich habe eine sehr schlimme Zeit hinter mir! Meine ganze Kunstdichtung war in Frage gestellt; denn ich bin doch nun einmal als Balladendichter berühmt geworden und sogar ins Konseratoriumslexikon gekommen.“ Er machte ein sehr melancholisches Gesicht, und ich dachte: „Das wird ja ein Gespräch, wie es Gustav Passavant und ich vor fünfzehn Jahren über dichterische Formgebung geführt haben. Dabei kommt nichts heraus.“ – Um überhaupt etwas zu sagen, bemerkte ich: „Sie sind wohl darüber hinweg gekommen, als Ihr Schaffensdrang wieder erwachte?“ – „Nein,“ sagte er stolz, „ich habe die Überlegung rein logisch zu Ende geführt. Mir kam eine Lösung, die so einfach ist wie das Ei des Kolumbus, und das empfinde ich noch heute als eine Erlösung. Ich sagte mir: Wenn du den Inhalt nicht in eine Strophe hineinbringst, dann brauchst du eben eine verlängerungsfähige Strophe.“ – „Ja, aber das ist doch hölzernes Eisen,“ sagte ich erstaunt. „Man hebt die Kunstform der Strophe auf, wenn einzelne von den Strophen eines Gedichtes überschießende Stücke haben. Soweit wie ich mich erinnere, kommt das nicht einmal im Volksliede vor, das doch oft sehr nachlässig in der Form ist.“ – „Sie brauchen ein ganz falsches Wort,“ wie mich der Dichter zurecht. „Es handelt sich um alles andere als eine Nachlässigkeit. Es ist eine bewußte Streckung der Form, die der Inhalt verlangt und durchsetzt. Und wir haben ein Mittel, das uns erlaubt, das überschießende Stück anzukitten, so daß es fest mit der Strophe zusammenhängt.“ – „Welches Mittel?“ fragte ich. „Das Mittel ist der Reim,“ sagte Börries stolz. „Gereimt ist doch alles in unsern Balladen,“ sagte ich. „Und Reime kann man wiederholen, häufen,“ fuhr Börries fort. „Ich will Ihnen hier nicht meine neuesten Verse, die noch gar nicht gedruckt sind, vortragen. Ich zitiere von mir selbst immer nur das, was bereits bekannt ist. Aber nehmen wir ein ganz einfaches Beispiel, nämlich Goethes Erlkönig! Die erste Strophe lautet:

*Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?  
Es ist der Vater mit seinem Kind;  
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,  
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.*

Das ist eine ganz einfache Strophe mit paarweise gereimten Versen: a a b b. Goethe ist auch mit dem Inhalt, den er hineinlegen wollte, vollkommen fertig. Wenn das aber nun nicht der Fall wäre? Wenn Goethe gleich in der ersten Strophe hätte betonen wollen, daß in Wahrheit gar keine Sicherheit da ist? – „Nun, da würden die vier Zeilen einfach anders lauten,“ erwiderte ich. „Goethe hätte statt: Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm!, ja auch sagen können: Und doch droht beiden gewaltiger Harm!“ – „Um Gottes willen, das klingt ja scheußlich,“ rief der Dichter entsetzt. „Es ist auch gar nicht Goethes Stil, sondern eher der Uhlands. Sie nehmen der Ballade des Charakter Goethescher Dichtung, wenn Sie den behaglichen Vers des weltfreudigen Goethe: ‚Er faß ihn sicher, er hält ihn warm‘, einfach beseitigen. Sie dürfen hier nichts weglassen, Sie müssen anhängen. Dann kommt statt a a b b eine Strophe a a b b b heraus. Das ist das Geheimnis der verlängerungsfähigen Strophe. Sie zerstört die Form nicht, sondern erweitert sie.“ – „Glauben Sie, daß Ihre Leser diese Feinheiten bemerken werden?“ fragte ich. „Aber das ist ja gerade Ihre Aufgabe!“ rief Börries. „Wozu sind denn die Literaturhistoriker und Ästhetiker da? Deshalb setze ich mich ja so oft mit irgendeinem zusammen, auch gerade mit Lehrern, die der Jugend das, was ich denke, will, erstrebe, mitteilen.“ – „Das ist für mich eine recht schwierige Aufgabe,“ sagte ich, „weil ich dem feudalen Denken ziemlich fremd gegenüberstehe.“ – „Aber als Ästhetiker müssen Sie es trotzdem können,“ schloß Börries von Münchhausen einigermaßen

ßen diktatorisch unsere Unterredung. Es war immerhin die erste, die ich mit einem anerkannten Dichter über die Art seines Schaffens gehalten hatte, und insofern sicher von Wert.

Zwei Tage später bekam ich das „Ritterliche Liederbuch“ und noch einen zweiten Band Gedichte Börries von Münchhausens, in blaue Seide gebunden und mit eingewirkten goldenen Rittersporen. Als Widmung hatte er hineingeschrieben:

*Wer soll unsre Runen ritzen,  
Wenn wir es nicht selber tun?*

Darauf packte ich das „Lesebuch für die deutschen Realschulen“ ein, das natürlich sehr viel kleinbürgerlicher aussah, und schickte es als Gegengabe. Von Börries standen darin eine Ballade auf den Bauernkrieg 1525 und ein lyrisches Gedicht auf eine Harzwanderung, das mir besonders gut gefallen hatte, weil ich den Harz liebte. Wieder zwei Tage später traf bei mir ein Brief des Dichters mit aufgedruckter goldener Freiherrnkrone ein, unterzeichnet mit Börries Freiherr von Münchhausen, Dr. utriusque juris (Doktor beider Rechte, d. h. des weltlichen und des kanonischen). Darin teilte mir der aufgeregte Peter mit, daß er über unser Vorgehen entrüstet sei. Selbstverständlich kenne er die Gesetze über das geistige Eigentum genau und wisse, daß seine Gedichte in Sammlungen zu Unterrichtszwecken abgedruckt werden könnten, ohne ihn zu fragen. Es gehöre aber zum guten Tone, sich dieses Rechtes nicht zu bedienen. Anstandshalber hätten wir bei ihm anfragen müssen; dann hätte er ganz andere unter seinen Gedichten ausgewählt, die sich viel besser für Unterrichtszwecke eigneten. Er wollte also auch das kommandieren. Es fehlte nur noch, daß er uns vorgeschrieben hätte, welche Gedichte vor und nach den seinigen abgedruckt werden sollten. Er verwechselte uns wirklich mit seinen Inspektoren und Landarbeitern. Aber auch damit waren seine Vorwürfe nicht erschöpft. Er hatte auch noch einen Druckfehler entdeckt. Sein Harzgedicht begann mit den Worten: „Taufruh bin ich zu Berg gefahren.“ Der Setzer aber hatte daraus „Taufrisch“ gemacht, und ich hatte das beim Lesen der Korrektur übersehen. Nun belehrte uns Börries, das Wort „taufruh“ sei eine dichterische Wiedergabe der Tageszeit, ein neugeprägter glücklicher Ausdruck für die Morgenstunde. „Wenn Sie aber daraus „taufrisch“ machen, dann lassen Sie mich,“ schloß er, „selbstgefällig meine eigene Frische betonen. Das ist eine ekelhafte Selbstbeweihräucherung, die mir gänzlich fernliegt.“

Darauf hätte sich zweierlei erwidern lassen, nämlich erstens daß Goethe in der recht ähnlichen Morgenschilderung der „Zueignung“ sagt:

*Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte,  
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.*

Wenn Goethe von seiner frischen Seele reden durfte, dann konnte sich Börries auch taufrisch nennen, ohne in verbotene Überheblichkeit zu verfallen. Zweitens aber konnte man sehr bestreiten, daß der Freiherr die Selbstweihräucherung verachtete. Als ich Becker den Brief zeigte, war dieser ganz geknickt und meinte: „Wenn er es verlangt, müssen wir das Blatt mit dem unangenehmen Druckfehler aus allen Exemplaren des Lesebuches ausschneiden lassen und einen Karton einlegen lassen. Es gibt gerichtliche Entscheidungen, auf die er sich berufen kann.“ – „Blödsinn!“ erwiderte ich, „der dichtende Baron macht aus der Mücke einen Elefanten. Wenn er die furchtbare Entstellung durch zwei verdruckte Buchstaben in irgendeinem Blatte bekannt gibt, macht er sich einfach lächerlich, und wir brauchen noch nicht einmal einen Gegenartikel zu verfassen. Das Lesebuch wird alle paar Jahre in neuer Auflage gedruckt. Wir setzen in der nächsten Auflage einfach die richtige Lesart ein, und damit ist alles erledigt. Der eigentlich Schuldige bin natürlich ich. Das Wort „Taufruh“ werde ich so undeutlich geschrieben haben, daß es leicht in „taufrisch“ verlesen werden konnte.“

Es erfolgte weiter nichts. Aber dreißig Jahre später gaben wir im F.W. Hendel Verlag eine vollständige Übersetzung von Coopers „Lederstrumpf“ heraus, die auch Börries bestellte. Er

schickte uns einen Brief, in dem er alles mögliche bemängelte, vor allem aber ein Gespräch, in dem von den „Assoziationen“ eines Indianers die Rede war. Er erklärte das für einen entsetzlichen stilistischen Fehler. Ein primitiver Mensch dürfe nicht durch philosophische Fachausdrücke charakterisiert werden. Man zerstöre dadurch die Stimmung. Da ich die Ausgabe „schwarz“ gemacht hatte, weil ich nicht Mitglied der Reichsschrifttumskammer war, übertrug mir der Verleger Hendel die Beantwortung des Briefes, die er dann bloß unterzeichnete. Ich schrieb, daß Cooper an dem Ausdruck schuld sei, nicht wir. Die englische Assoziationspsychologie habe damals geherrscht und auch Cooper in ihren Bann gezogen. Damit gab sich der ewige Nörgler zufrieden. Er hatte einen langen Brief, und mehr hatte er von uns gar nicht haben wollen. Er war ewig auf der Jagd nach Sensationen, nach Aufregungen irgendwelcher Art. Börries von Münchhausen war ein echter Vertreter des Impressionismus, wie das auch Nietzsche war. Das vieldeutige Fremdwort hat Lamprecht ja recht glücklich mit „Reizsamkeit“ übersetzt, wie man im 18. Jh. die Sentimentalität mit Empfindsamkeit übersetzt hatte. Aber beim Impressionismus kommt zu der Fähigkeit, feinste Reize aufzunehmen, noch die hinzu, sich nach den durch die verursachten Aufregungen zu sehnen. Man befriedigt damit ein Rauschbedürfnis und wird von der Stimmung weniger überfallen, als daß man sich vielmehr in sie hineintheatert. Börries von Münchhausen ist nicht erst Sozialdemokrat gewesen, dann katholischer Mystiker, dann Freidenker, dann strenger Konservativer und schließlich neurasthenischer Stilkünstler, dessen Seele ein falscher Ausdruck schmerzlich verwundete. Alle diese Seelezustände waren nur Rollen, die er spielte. Mit Fontane, zu dessen Gefolge er sich rechnete, hatte er gar nichts gemein. Er gehörte ins Gefolge des Impressionisten auf dem Throne, Wilhelms II., und war ebensowenig ein großer Dichter wie dieser ein großer Monarch. Von beiden hat eine Zeit lang alle Welt gesprochen, weil alle Welt so empfand wie sie, und heute tut es kein Mensch mehr.

Unter den Akademikern der I. Realschule war einer der Viertel hieß, aber von seinen Schülern Achtel genannt wurde, weil er noch unbedeutender war, als sein Name vermuten ließ. Ein verhinderter Dichter war Rödel, der schließlich ein Drama „Cesare Borgia“ zustande brachte, das aber nicht von dem großen Sohne des Papstes handelte, sondern von den Leiden eines dichtenden Oberlehrers, der sich dadurch die Karriere verdarb, daß er einen „Cesare Borgia“ dichtete. Rödel stellte damit einen Konflikt dar, den er zu seinem Leidwesen nicht erlebt hatte, und merkte gar nicht, daß er aus seiner begrenzten Lebenssphäre mit dem Drama gar nicht herauskam. In dem Stück kam auch „hitzefrei“ vor, die Kollegenfrauen lästerten in einer Kaffeegesellschaft herum usw. Rödel ließ das Stück auf eigene Kosten drucken und verkaufte es an seine Schüler, aber es wurde nirgends aufgeführt und nur von einer Dresdener Zeitung sehr spöttisch besprochen. Aus Gram über den Mißerfolg trank Rödel so viel Rotwein, daß er an Leberschwelung starb. Die Tragödie seines Lebens beruhte eigentlich darauf, daß er von einem Chemnitzer Gymnasium mit der I im Deutschen abgegangen war und daraus die Verpflichtung gefolgert hatte, ein großer Schriftsteller zu werden.

Die Schüler der werdenden Oberschule kamen mit ganz wenigen Ausnahmen aus dem Kleinbürgertum. Der Primus der Klasse, die ich unterrichtete, war der Ostjude Färber, dessen Vater Borsten in den Dörfern ankaupte und dem Großhandel zuführte. Er hatte zwei hochintelligente Söhne. Der eine ging bei uns mit der I in allen Fächern ab, studierte Chemie und bekam eine große Stelle bei IG Farben. Er praktizierte mit Bergius das Kohleverflüssigungsverfahren, das aber damals immer wieder ins Stocken geriet, weil die Ölinteresentten sich heftig gegen die Konkurrenz wehrten. Der jüngere Bruder Färbers war Mitarbeiter im F. W. Hendel Verlag, für den er eine große Übersetzung der Dickensschen Werke verfaßte. Als die Nazis an die Macht kamen, durfte nichts mehr von ihm gedruckt werden. Aus Verzweiflung erhängte er sich. Dem älteren Bruder gelang die Flucht in die USA. Er schuf sich dort eine neue Existenz. Für Ärzte, Physiker und Chemiker ist das ja sehr viel leichter als für Literaten. Mit Färber hatte ich schon

in seiner Schulzeit lebhaftere Auseinandersetzungen. Er glaubte zwar nicht an die Wirksamkeit der Gebetsstreifen, die ihm sein strenggläubiger Vater übers Bett hängte, wenn er die Grippe bekam, war aber Zionist und vertiefte sich sogar in die chassidische Mystik, die mir so greulich war wie jede andere. Später verlegte er sich in seinen Mußestunden darauf, eine Philosophie der Chemie zu entwickeln. Es war eine Art von Erneuerung der Schellingschen Naturphilosophie. Er schickte mir eine gedruckte Abhandlung darüber und wollte sich mit mir verständigen, als er wieder einmal nach Leipzig kam. Ich lehnte aber seine Vermittlungsversuche so entschieden ab, daß er schließlich seufzend sagte: „Ja, Herr Professor, Sie sind eine Kampfnatur, und das bin ich nicht. Es muß doch Brücken zwischen den großen Denkern geben, und die suche ich.“ Da fiel mir ein, daß er schon auf der Oberrealschule in der Schülerzeitung neben einer Auseinandersetzung über modernen Brückenbau die Beschreibung einer Brücke aus Wolfram Eschenbachs „Parzival“ gestellt hatte, was ich schon damals sehr sonderbar gefunden hatte.

Über ganz andere Dinge stritt ich mich in derselben Klasse mit Kurt Geyer, dem Sohne des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten. Er saß auf dem zweiten Platze, also neben Färber. Geyer war doktrinärer Marxist, der in einer Art, die man heute als Vulgärmarxismus bezeichnet, jedes historische Problem sehr einfach erledigte. Wenn wir den Investiturestreit behandelten, sagte er: „Auf Einzelheiten kommt hier doch gar nichts an. Heinrich IV. und Gregor VII. kämpften eben um den Mehrwert, den jeder allein haben wollte.“ Als Geyer mich zwanzig Jahre nach seinem Abgang von der Schule wieder aufsuchte, versicherte er mir: „Mit Gregor VII. haben Sie übrigens damals rechtgehabt. Da habe ich Sachen aus dem feudalen Zeitalter zu kapitalistisch aufgefaßt.“ Weil Geyer immer im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung sprach oder zu sprechen glaubte, hat er mich bisweilen dahingebacht, seinen Standpunkt anzuerkennen; denn Materialist war ich ja längst. Die Sache wurde mir nur etwas zu eintönig. Ich sagte daher einmal ungeduldig: „Sie fassen die ganze Weltgeschichte als den Akt einer einzigen Bestechungsaffäre auf. Es gibt doch zweifellos Menschen, die für Geld nicht zu haben sind. Wären Sie selbst denn ohne weiteres zu bestechen?“ Darauf lachte er und erwiderte: „Das käme darauf an!“ Er schien andeuten zu wollen, daß dazu eine Million erforderlich wäre. In Wahrheit hätte er mir erwidern müssen, daß auf die Moral von einzelnen gar nichts ankomme, daß aber noch nie eine Klasse auf ihre Vorrechte freiwillig verzichtet habe. Aufsätze schrieb Geyer gleich ins Reine. Im Klassenaufsatz war er nach anderthalb Stunden fertig, gab sein Heft ab und wurde heftig von denen beneidet, die nach den angesetzten sechs Stunden noch immer nur eine nicht ganz beendete Arbeit ablieferten. Seine Gewandtheit rührte daher, daß er damals, was ich natürlich nicht wußte, bereits Mitarbeiter der Chemnitzer „Volksstimme“ war, in der seine Aufsätze anonym erschienen. Er besserte dadurch seine Finanzen auf. Als ich einen Aufsatz, diesmal eine Hausarbeit über Schillers Abhandlung „Naive und sentimentalische Dichtung“ schreiben ließ, gab Geyer zwei Arbeiten ab, nämlich „1) Der Aufsatz, wie ihn Herr Dr. Riemann haben will. 2) Der Aufsatz, wie ich ihn für richtig halte.“ Natürlich las ich beide Arbeiten durch, korrigierte aber nur die erste und schrieb darunter: „Der Aufsatz ist völlig frei von Verstößen und zeigt große Gewandtheit im Stil. 1. – Die zweite Arbeit geht mich nichts an, da sie ausdrücklich als nicht für mich bestimmt bezeichnet ist.“ Damit war Geyer nicht zufrieden und sagte, als er sein Heft bekommen hatte: „Warum haben Sie sich denn nicht mit mir auseinandergesetzt?“ – „Das können wir ja jetzt mündlich tun,“ sagte ich, „dann haben auch die andern etwas davon.“ – „Ich wollte es aber gern schriftlich haben,“ sagte Geyer. „Ich dachte, Sie würden den ganzen Rand meiner Arbeit mit roter Tinte vollschreiben.“ – „Ach so,“ erwiderte ich, „Sie wollten mir einen Aufsatz aufgeben, weil ich Ihnen einen aufgegeben hatte. Ja, da müssen Sie erst noch Ihr Staatsexamen als Lehrer machen. Vorläufig müssen Sie sich damit abfinden, daß ich Ihr Lehrer bin, und nicht Sie meiner sind.“ Geyer war aber der Meinung, daß es seine Aufgabe sei, mich von den bürgerlichen Scheuklappen zu befreien. Einmal wartete er



an einer Straßenecke auf mich. Als ich von der Schule kam, bat er, mich begleiten zu dürfen, und setzte mir auseinander, daß ich sehr viel Verstand hätte und daher endlich begreifen müsse, daß der Marxismus die absolute Wahrheit sei. Der rechthaberische Ton, in dem er mich belehrte, vereitelte aber alle seine Bemühungen. Romantisierte Dogmen waren nicht nach meinem Geschmack. Nach dieser Unterredung nahmen Geyers Ausfälle gegen die Bourgeoisie die Färbung an, daß er mich meinte, wenn er auf die Bourgeoisie schimpfte. Wenn wir Goethes „Werther“ lasen, nannte er den Roman „ein Dokument der Schlappeheit der bürgerlichen Jugend“. Das war ungefähr ebenso richtig wie die Meinung von Lukacs, der ein paar Jahrzehnte später in Werther einen demokratischen Revolutionär entdeckte. Daß Werther wie sein Dichter im wesentlichen ein Erotiker ist, kam weder für Geyer noch für Lukacs in Frage. Dabei hatte zwar Marx keinen Sinn für Erotik, aber Friedrich Engels sehr viel. Dieser trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er ausführt, daß die Scheu davor, offen und ehrlich das Erotische zu behandeln, für die bürgerliche Ordnung charakteristisch ist. Also gehört der „Werther“ nicht zur bürgerlichen, sondern zur ausgesprochen unbürgerlichen Kampfliteratur. Auch darin aber ist er nur ein Vorläufer der „Römischen Elegien“, die Engels schrankenlos bewundert hat.

Selbstverständlich war in der Klasse Geyer ein ebenso wertvolles Element wie Färber, in dem er den Anlaß zu kämpferischen Auseinandersetzungen in allem fand. Aber weil Geyer immer mit der Tür ins Haus fiel und nur glücklich war, wenn er reizte und herausforderte, verstrickte er mich mit seinem Abiturientenaufsatz in eine unangenehme Situation. Die sämtlichen Mitglieder der Prüfungskommission sind verpflichtet, alle Arbeiten zu lesen. Diese Bestimmung hat immer nur auf dem Papier gestanden und tut das noch heute. Es ist vollkommen sinnlos, Übersetzungen aus einer oder in eine Sprache zu lesen, die man nicht beherrscht. Es ist noch sinnloser, daß Philologen physikalische und mathematische Arbeiten lesen, in denen ihnen jede Zeile ein Rätsel ist, und auch noch stimmberechtigt bei der Zensierung sind. Daher stürzt sich die ganze Kommission auf die deutschen Aufsätze, und das tut auch der Kommissar, selbst wenn er vom Deutschen nur so viel versteht wie ich von der Integralrechnung, nämlich nichts. Der Deutschlehrer ist also in der Reifeprüfung der einzige, der allseitig kontrolliert wird; denn vom Deutschen glauben alle Deutschen etwas zu verstehn. Nun hatte ich das Thema gestellt:

*„Inwiefern war Napoleon I. für die deutsche Entwicklung  
Ein Teil von jener Kraft,  
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft?“*

Gemeint war natürlich das Aufräumen mit der deutschen Kleinstaaterei und ähnlichen mittelalterlichen Resten. Ich hatte mir schon gedacht, daß Geyer negativ reagieren würde, aber nicht erwartet, daß er im Ausdruck so hemmungslos sein würde, wie er in der Tat war. Er fing seinen Aufsatz mit den Worten an: „Das könnte der deutschen Bourgeoisie so passen, aus Napoleon einen Teufel zu machen, dem man alles in die Schuhe schiebt, was das Bürgertum getan oder auch versäumt hat.“ In diesem Tone ging es weiter, so daß die Ausführungen sich viel besser für die Chemnitzer „Volksstimme“ eigneten als für die Prüfungskommission. Ich las die Arbeit wiederholt durch und schrieb schließlich resigniert darunter: „Der Verfasser des Aufsatzes versucht in paradoxer Weise, meine ihm aus dem Unterricht wohl bekannte Auffassung auf den Kopf zu stellen. Trotz des glänzenden Stils kann daher die Arbeit nur mit 2<sup>a</sup> zensiert werden.“ Darauf erhoben mit Ausnahme Becks alle Kollegen ein Protestgeschrei und behaupteten, daß ein sozialdemokratisches Bekenntnis nicht mit 2<sup>a</sup> sondern allerhöchstens mit 2<sup>b</sup> (noch gut) zensiert werden könne. Einer sagte sogar, der Aufsatz stände in einem solchen Gegensatz zu den amtlich festgesetzten Schulzielen, daß er einfach eine 4 darunter geschrieben hätte. Der Stil von umstürzlerischen Aufsätzen spiele überhaupt keine Rolle. Natürlich wandte ich ein, daß dann jedes hilflose Herunterstammeln der vorgeschriebenen Ansichten mit der 2 zensiert werden

müsse. Das machte einigen Eindruck, aber man überstimmte mich doch und beschloß die Herabsetzung meiner 2<sup>a</sup> auf die 2<sup>b</sup>. Darauf sagte ich: „Ich bitte, das ins Protokoll aufzunehmen. Unter die Arbeit schreibe ich es selbst.“ Ich setzte also unter meine 2<sup>a</sup> den Vermerk: Im Widerspruch zur Meinung des Referenten, der auf der 2<sup>a</sup> beharrt, wird die Zensur von der Kommission auf die 2<sup>b</sup> herabgesetzt.“ Am Nachmittag kam der Geheimrat Lange aus dem Dresdener Kulturministerium an, der als Kommissar eingesetzt war, ließ sich sofort die deutschen Aufsätze ins Hotel bringen, obwohl er in seinem Leben nur Mathematik und Physik unterrichtet hatte, und sah sie in der Nacht durch. Am nächsten Morgen eröffnete er die Sitzung mit der Kritik der Aufsätze. Er sagte, er käme von mehreren Reifeprüfungen, die er bereits in der Provinz geleitet hätte, und müsse feststellen, daß die Anforderungen an die Schüler bei uns besonders hoch seien. An sich sei das zwar kein Fehler, aber es müsse mit der Zeit doch eine gewisse Gleichförmigkeit hergestellt werden. „Ich komme nun zu dem bedauerlichen Fall Geyer,“ fuhr er fort. „So etwas, wie diesen Aufsatz habe ich allerdings noch nirgends gesehen. Es scheint, daß unser Unterricht an dem Schüler vollkommen abgeglitten ist. Hier liegen wohl besondere Verhältnisse vor? Er muß durch Einflüsse von anderer Seite in höchst sonderbare sozialdemokratische Meinungen hineingedrängt worden sein, aus denen er einfach nicht mehr herausfindet. Das ist bei einem offenbar recht begabten Menschen doppelt zu bedauern. Können Sie uns etwas Näheres darüber mitteilen, Herr Kollege Doktor Riemann?“ – „Sein Vater ist sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter,“ sagte ich. „Ach so,“ fuhr Lange fort, „wie steht es mit dem Verhältnis des Sohnes zu seinen Klassenkameraden?“ – „Sehr beliebt ist er wohl nicht,“ sagte ich, „er fühlt sich den andern überlegen und bringt das in verletzender Weise zum Ausdruck;“ – „Wie denn?“ – „Wenn man in der Pause als Inspektor an seiner Gruppe von Schülern vorbei geht, hört man schon von weitem Geyers Stimme, die höhnisch klingt.“ – „Was sagte er denn?“ – „Nun etwa; Mensch, wie dumm bist du denn eigentlich, wenn du nicht einmal das kapiertest, was der Professor dreimal gesagt hat?“ – „Also über Politik redet er nicht?“ – „Nein, aber er braucht allerhand Vergleiche aus dem Tierreich.“ – „Welche?“ – „Er schreit etwa: ‚Oh, du Rindvieh.‘“ – „Das ist kein gebildeter Umgangston. Lassen sich denn das die Schüler ruhig gefallen?“ – „Ich glaube, das tun sie nicht. Als ich in diesem Winter an dem gefrorenen Gangfenster gegenüber der Klasse vorbeiging, fand ich darauf eingekratzt: ‚Haut ihn, den Geyer, den Roten!‘“ Wenn ich im Geschichtsunterricht mit ihm aneinander gerate, nimmt stets die Klasse für mich Partei und empfindet seine Einwürfe als unangenehm.“ – „Gut,“ sagte befriedigt der Geheimrat, „also Herr Kollege Dr. Riemann, ich schließe mich ihrer 2<sup>a</sup> nicht an, sondern erkläre die 2<sup>b</sup> für die richtigere Zensur. Wie wollen Sie nun die Gesamtzensur gestalten?“ – „Die Empfehlungszensur ist eine glatte 1,“ sagte ich. „Er hat kaum einmal eine 1<sup>b</sup> geschrieben. Auch ist er im mündlichen Ausdruck fast allen Mitschülern überlegen. Die 1 hat einen Punkt, die 2<sup>b</sup> hat fünf Punkte. Der Durchschnitt wäre drei Punkte, das wäre eine 2<sup>a</sup>. Wir könnten ihn ja auch im Deutschen mündlich prüfen.“ – „Leiber nicht,“ sagte der Geheimrat, „Es fällt auf, und wir wissen nicht, ob er da nicht wieder etwas ganz Ausgefallenes sagt. Dagegen finde ich Ihre Berechnung der Zensur zu mechanisch. Die Erfahrungszensur, für die Sie die Verantwortung haben, wiegt schwerer als die einmalige Dummheit in der Prüfungsarbeit. Ich schlage vor, daß wir aus der 1 und 2<sup>b</sup> eine 1<sup>b</sup> machen. Sind Sie einverstanden?“ Natürlich war ich einverstanden, ebenso Beck, und die andern Kollegen waren es erst recht, da sie mit allem einverstanden waren, was ein Geheimrat sagte.

Nunmehr fragte mich Geyer auf der Abiturientenkneipe, warum er zum ersten Male in seinem Leben im Deutschen nicht die glatte Eins hätte. „Die Vorgänge in der Prüfungskommission unterliegen der Amtsverschwiegenheit,“ sagte ich. „Aber ich glaube, daß ich Ihnen trotzdem mitteilen darf, daß es an Ihrer Arbeit liegt.“ – „Habe ich denn einen orthographischen Fehler gemacht?“ fragte er. „Nein,“ erwidere ich, „aber was man beanstandet hat, darf ich Ihnen eben

nicht sagen.“ – „Also politisch!“ sagte er mit höhnischem Grinsen, „Das dachte ich mir schon, als ich den Aufsatz schrieb. Aber es kitzelte mich, gerade das zu sagen, was in unserm Obrigkeitsstaate verboten ist.“ – „Wenn man sich einen solchen Spaß leistet, darf man sich nicht wundern, wenn die Rechnung hinterherkommt.“ – „Man darf aber wohl fragen, ob Sie mit der Zensur einverstanden sind,“ bohrte Geyer weiter. „Nein, gerade das dürfen Sie nicht,“ sagte ich und ging an einen anderen Tisch.

Mein Lieblingsschüler in diesem ausgezeichneten Jahrgange war weder Färber noch Geyer, sondern Samy Davenport, ein untersetzter kleiner Bursche mit treuherzigen Augen. Er kapierte nicht so blitzschnell wie die beiden andern, hielt aber das begriffene unverlierbar fest. Er war überzeugt davon, daß ich begabter war als er, und daß es nur an ihm lag, wenn ihm das, was ich sagte, nicht einleuchtete. Sein Vater war Engländer, hatte eine Leipzigerin geheiratet und war Direktor der Leipziger Jutespinnerei Tränkner und Wirker. Er hatte aber mit meinem Großvater, Konrad Bertelsmann, insofern keine Ähnlichkeit, als er durchaus nicht jähzornig war und nie jemand anfuhr. Samy schleppte erst Beck und die Klasse, dann mich allein in die väterliche Fabrik, die einen etwas altmodischen Eindruck machte. Bei einem Manne, der gerade einen maschinell genähten Sack umkrempelte, sagte Samy: „Der Mann ist etwas geistesschwach und zu keiner anderen Arbeit zu gebrauchen. Er dreht täglich Hunderte von Säcken um und hat sicher die Hunderttausend längst überschritten.“ – „Aber dabei verliert er doch den Rest seines Verstandes,“ wandte ich ein. „Kann man denn einen so einfachen Handgriff nicht ebenfalls von der Maschine erledigen lassen?“ – „Das wollen wir ja gerade vermeiden,“ sagte Samy. „Es wäre wahrscheinlich sogar etwas billiger, aber es wäre inhuman; denn dann müßten wir den Mann entlassen. Wovon soll er dann leben?“ Samy und sein Vater waren dazu einfach zu gutmütig, aber wirklich modern war der Verzicht auf technische Neuerungen sicher nicht. Es war humanitärer Sozialismus im Sinne von Dickens, der ebenfalls nie begriffen hat, daß ohne Klassenkampf nicht weiter zu kommen ist. Samy teilte seine Verehrung für mich auch seiner Familie mit und lud mich ein, damit seine Eltern mich kennenlernten. Er wollte sogar, daß ich in die geselligen Veranstaltungen der Hochkirche kommen sollte, die in Leipzig eine Anzahl Mitglieder hatte, aber da wich ich aus. Samys eigentliche Spezialität war der englische Unterricht. Als dort Szenen aus Dickens Roman „David Copperfield“ gelesen wurden, veranstaltete Samy in dem von mir begründeten Literarischen Zirkel, dessen eifrigstes Mitglied er war, eine Aufführung der Gespräche des kleinen David mit dem Fuhrmann und dem Kellner des Wirtshauses. Natürlich spielte er selbst den David. Die Kutsche vertrat ein kleiner Blockwagen, in den er sich setzte. Darauf wurde der Lehrer des Englischen, Professor Franke, eifersüchtig und verlangte die Wiederholung der Aufführung in seinem Unterricht, was Samy mit gewohnter Liebenswürdigkeit auch durchführte. Sogar der Blockwagen wurde zu diesem Zwecke in die Schule gebracht. Franke war ein ziemlich gefürchteter Lehrer. Er hatte den Spitznamen „der Eisbär“, weil er ein Albino war, also weiße Haare und rötliche Augen hatte. In den Bierzeitungen der Schüler erschien Franke als Eisbär mit der englischen Unterschrift: „Hütet euch vor ihm! Er beißt.“ Meine fünfzehnjährige Schwester Dina sah mir im Gesicht sehr ähnlich. Sie begegnete Franke sehr oft auf ihrem Schulwege, und er lächelte dann, weil er diesen Kopf kannte. Er fragte mich, ob ich eine Schwester hätte, die mir überraschend ähnlich sähe. Ich sagte ihm, das sei der Fall. Meine Schwester hätte mir auch erzählt, daß ein weißhaariger Herr sie immer mustere, wenn er an ihr vorübergehe. „Dann werde ich mir erlauben, Ihre Schwester in Zukunft zu grüßen,“ sagte Franke. Am nächsten Tage kam Dina in voller Aufregung nach Hause: „Denke dir nur, Robert, der Weißhaarige hat mich begrüßt und sogar dazu Guten Tag Fräulein Riemann gesagt!“ – „Ja, das hat er mir schon vorher angekündigt,“ erwiderte ich, „er hat dich an der Ähnlichkeit mit mir erkannt.“ Dina sah mich fassungslos an und brach dann in Tränen aus. Ich sagte: „Nanu, was ist denn daran schrecklich?“ – Dina erwiderte: „Nein, Robert, du bist nett, aber“ – „Na, was aber,“

fragte ich, „bin ich ein Scheusal von Häßlichkeit?“ – „Das nicht, aber du siehst nicht so aus, wie ein junges Mädchen aussehen möchte.“ Na, da hatte ich's wieder einmal. Natürlich war ich froh, daß ich nicht an eine Mädchenschule gegangen war. Den Jungen ist es offenbar ganz egal, ob man aussieht wie ein Apollo oder wie ein Bierkutscher. Ich sah keinem von beiden ähnlich, sondern könnte eher mit einem trinkfesten katholischen Landpfarrer aus der Rheingegend verwechselt werden.

Da Samys Lieblingsdichter Gustav Freytag war, revanchierte ich mich für seine häuslichen Einladungen, indem ich ihn zu einer Freytag-Gedächtnisfeier mitnahm, bei der ich die Festrede hielt. Zu seinem Entsetzen placierte ich ihn in die erste Reihe unmittelbar neben mir. Er fühlte sich da sehr unbehaglich und wäre am liebsten gleich wieder fortgelaufen, benahm sich aber dann sehr gesittet. Sein Abitur machte er mit der 2<sup>a</sup>, wozu Beck bemerkte: „Das ist ein Fleißergebnis. Seiner Veranlagung nach ist Davenport eine 2.“ Diese feineren Unterschiede fielen später weg, als die Zensierung in 1, 2, 3, 4, 5 vergrößert wurde, was ich für einen großen Fehler halte. Samy hatte zwei Brüder, von denen Alfred höchstens 2<sup>b</sup> war, der jüngere, Robert, aber gerade noch eine 3. Franke pflegte zu sagen: „Die Kraft des Vaters Davenport hat von Sohn zu Sohn abgenommen.“ Außerdem war noch eine Tochter da, Dolly, die einen Juden, Jaffé, heiratete. Die Familie war eben liberal und weit von dem albernen Antisemitismus des im übrigen von ihr geschätzten Gustav Freytag entfernt. Nach dem Abitur ging Samy ein Jahr nach England und schrieb mir von dort eine Serie von Briefen, die in meiner Sammlung ausgezeichnet die Busses ergänzten, leider aber mit diesen am 4. Dezember 1943 verbrannten. Samy hatte für seine 50%-Landsleute eine viel geringere Schätzung als Busse. Er fand, daß sie geistig weniger beweglich seien und überhaupt nur als Zuschauer beim Sport in eine blöde Erregung gerieten. Offenbar sind wir den damaligen Engländern inzwischen sehr ähnlich geworden. Das wilde Gebrüll bei Fußball- und Radfahrwettkämpfen ist eine internationale Entartungserscheinung. Beck war darüber anderer Meinung. Er sagte: „Wenn man etwas innerlich überwunden hat, fängt man an, damit zu spielen. Als die Aufklärung mit dem Aberglauben aufgeräumt hatte, schrieb E. Th. A. Hoffmann seine phantastischen Erzählungen. Da spielten er und die Leser mit der Angst vor Zauberern, Gespenstern und Hexen. Verbrannt wurden die Hexen aber nicht mehr, weil man sie doch nicht mehr ernstlich fürchtete. Die Engländer sind kein Volk von Militaristen mehr. daher spielen sie im Sport Krieg. Es ist ein Zeichen dafür, daß sie uns in der Kultur voraus sind. Wir lesen aber gerade die englischen Dichter, die noch so militaristisch denken wie wir, z.B. Rudyard Kipling. Ganz glatt schien mir diese Rechnung nicht, da ich zwar den Krieg scheußlich fand, aber für den Sport nichts übrig hatte.“

Mit den großen Kriegen brachen schwere Verfolgungen über die Familie Davenport herein. Die Tochter kam natürlich erst unter Hitler an die Reihe, die Söhne aber schon im Ersten Weltkrieg. Alfred war in England und wurde als Deutscher von den Engländern in ein Gefangenlager gesteckt. Samy und Robert wurden als Engländer in ein deutsches Gefangenlager gesteckt. So saßen alle drei Brüder gleichzeitig hinter Stacheldraht. Heraus konnten sie nur kommen, wenn sie sich freiwillig zum Kriegsdienst meldeten. Alfred tat es zuerst, kämpfte im englischen Heer an der französischen Front und holte sich eine Verwundung, nach der man ihn aus dem Kriegsdienst entließ und nicht mehr behelligte. Samy ging ins deutsche Heer und avancierte rasch zum Leutnant, da er alles mit gewohntem Pflichtetifer erledigte. In den Fall, sich mit seinem Bruder Alfred herumschießen, ist er allerdings nicht gekommen, obwohl das eine Zeitlang durchaus im Bereiche des Möglichen lag. So sinnlose Verhältnisse schafft der moderne Krieg! Die Feldpostbriefe, die mir Samy schrieb, waren im Gegensatz zu denen Busses immer sehr mannhaft und stets stark ironisch gefärbt. Er hatte sich zu einem überlegenen Kopf entwickelt. Der letzte Brief, den ich von ihm bekam, handelte von den besten und wohlschmeckendsten Beefsteaks, die es gebe. „Wir schneiden sie aus den in der Nacht durch Beschuß

getöteten Pferden herunter,“ schrieb Samy, „und braten sie an Ort und Stelle. Salz haben wir immer bei uns.“ Gleich darauf fiel Samy als deutscher Leutnant und Kompanieführer bei den Kämpfen gegen General Nivelle am Chemin des Dames im April 1917. Der dritte Bruder, Robert, saß noch immer mit gewohntem Gleichmut im Gefangenenlager in Deutschland. Er sagte sich, daß der Krieg, wie alles auf der Erde, ja doch einmal ein Ende haben müsse, und kehrte als einziger gesund und unbeschädigt ins Elternhaus zurück. Wer dazu neigt, das beliebte Geschwafel von der „Auslese und Bewährung der Besten im Kriege“ mitzumachen, der mag sich einmal überlegen, welcher von den drei Brüdern Davenport der beste war und wo er jetzt liegt. Das meiste, das aus dem Kriege gesund nach Hause kommt, ist gerade der Schrotz, der sich rechtzeitig in Gefangenenlagern, Armierungsbataillonen, Bahnbewachungen, Proviantmagazinen, rückwärtigen Etappen usw. verkrochen hat und erst nach dem Kriege den Helden spielt. Da ich selbst fast unversehrt aus dem Kriege heimgekehrt bin, wird man mir diese Reflexion nicht übelnehmen. Samys früher Tod versetzte mich in eine ähnliche Wut wie ein Jahr vorher der Busses.

Ganz sonderbare Schicksale machte im Kriege Ernst Fischer durch, wieder ein Mitglied des ausgezeichneten Jahrganges und ein naher Freund Färbers. Er war der Sohn eines Börsenmaklers, aber durchaus „arischer“ Abkunft. Er war Beck so ergeben, wie Davenport mir und begründete als Konkurrenz zu unserem Literarischen Zirkel einen naturwissenschaftlichen, in dem er den Vorsitz führte. Ein wirklicher Konkurrenzkampf zwischen Naturwissenschaft und Poesie wurde das aber nicht. Dazu wäre ein Antagonismus zwischen Beck und mir notwendig gewesen. Statt dessen ging ich so in Becks Ideen auf, daß ich sogar im Goethe-Unterricht der Oberprima die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes in den Mittelpunkt rückte. Beck selbst sagte zu mir: „Ich sehe gar nicht ein, was wir im naturwissenschaftlichen Zirkel treiben sollen. Ihr könnt ja jährlich fünfzig Dramen lesen, und dann habt ihr die Weltliteratur nicht etwa erledigt, sondern kaum damit angefangen. Unsere Schüler werden aber schon von mir naturwissenschaftlich beinahe überfüttert. Ich habe eine Sitzung des Naturwissenschaftlichen Zirkels mitgemacht, in der Fischer einen Vortrag über Ionentheorie gehalten hat. Er hatte nicht alles kapiert, die Sache ist viel zu schwierig. Die anderen Schüler saßen in heiliger Andacht da und verstanden überhaupt nichts. Die Debatte über den Vortrag war absoluter Wahnsinn. Als der verhältnismäßig am besten unterrichtete habe ich dann eingegriffen und wenigstens einige Begriffe klargestellt. Aber ich werde so selten wie möglich hingehen; denn das ganze ist Dilettantismus und hat kein Niveau.“ Fischer folgte Beck sogar in den Monistenbund, aber Beck bekümmerte sich auch dort nicht viel um ihn. Daher schloß Fischer sich unmittelbar an mich an, obwohl er Chemie studierte. Als der Weltkrieg 1914 ausbrach, waren Färber und Fischer über diesen Zusammenbruch der Zivilisation einfach entsetzt. Sie liefen ratlos zwischen den beständig jubelnden Menschen herum und kamen schließlich zu mir. Sie verlangten von mir eine Erklärung, warum die Menschen sich über die fürchterlichen Ereignisse, die jetzt kommen müßten, auch noch freuten. Es müsse doch einen Grund geben, aus dem die Menschheit plötzlich verrückt geworden sei. Ich sagte, ich wäre ebenso erstaunt wie sie. Damit waren sie nicht zufrieden, sondern erwiderten, ich hätte in der Geschichte immer alles nach Grund und Folge erklärt. Also müßte ich es jetzt auch tun können. Ich zog daher Vergleiche und führte aus, daß ein ähnlicher Wahnsinn in den Kreuzzügen geherrscht hätte, besonders bei dem sogenannten Kinderkreuzzug, den sogar ein Bischof für eine Verrücktheit erklärt hätte. Es sei viel leichter, die Masse zu fanatisieren, als sie zur Vernunft zu bringen. Ganz ähnlich seien die Hexenverfolgungen an der Schwelle der Neuzeit zu beurteilen. Man habe mit den alten Weibern angefangen, aber schließlich sogar elfjährige Mädchen als Hexen verbrannt. Darauf bekam ich die Antwort, so etwas sei mittelalterlich, aber wir seien doch durch die Aufklärung und die Naturwissenschaften aus dem Mittelalter herausgekommen. Das hätte ich im Unterricht immer behauptet.

Jetzt sagte ich aber, die Kriegsbegeisterung sei eine Wahnepidemie. Ob wir denn noch im Mittelalter lebten? Bei dieser Unterredung, die allmählich eine Art von Verhör wurde, schwitzte ich gehörig. Ich blieb dabei, daß es eine Wahnepidemie sei. Jeder vernünftige Gedanke könne bis zum Wahnsinn übertrieben werden. Im neunzehnten Jahrhundert sei der nationale Gedanke immer mehr gesteigert worden und schließlich habe sich daraus dieser neue Irrsinn entwickelt. Es sei nur zu hoffen, daß er sich ebenso ausrasen würde wie der Hexenwahn. „Und dann kommt wieder ein neuer Irrsinn,“ sagte Färber. „Trotzdem glaube ich,“ antwortete ich, „Daß die Zahl der vernünftigen Menschen, die gegen solche Anfechtungen gefeit sind, beständig, wenn auch sehr langsam, wächst. In Leipzig denken Hunderte, vielleicht sogar Tausende darüber genau so wie wir drei. Es gibt einen Fortschritt, wir haben ihn uns nur zu rasch vorgestellt.“ Fischer fragte, ob die Zahl der vernünftigen Menschen auch prozentual wachse, was ich bejahte, aber nicht beweisen konnte. Die beiden gingen dann zwar nicht befriedigt, aber doch durch die Aussprache etwas erleichtert, nach Hause.

Als Fischer selbst eingezogen wurde, schrieb er mir sehr humorvolle Briefe. Besonders amüsierte ich mich über den Satz: „Unser Feldweibel hat zwar nicht den guten Kern, aber wenigstens die rauhe Schale.“ Fischer kam an die Ostfront, und plötzlich bekamen wir die Nachricht, daß er gefallen sei. Da er das jüngste Mitglied unserer Ortsgruppe des Monistenbundes war, veranstalteten wir eine Trauerfeier, bei der ich ihm die Leichenrede hielt. Dann wurde die Nachricht dementiert: er sei nur vermißt und wahrscheinlich in russische Gefangenschaft geraten. In der nächsten Sitzung teilte ich das mit, und da er allgemein beliebt war, herrschte eine fröhliche Feststimmung. Wir hörten aber sehr lange nichts von ihm, und schließlich kam die Nachricht, er sei bei einem Fluchtversuch von den Russen erschossen worden. Darauf veranstalteten wir eine zweite Trauerfeier, und ich hielt ihm die zweite Totenrede. Nach dem Kriege war er plötzlich lebendig wieder da, berichtete uns, wie er eines Tages nach der Oktoberrevolution einfach aus dem Gefangenenlager herausgegangen sei und glücklicherweise von den ihm nachgesandten Schüssen nicht getroffen worden sei. Er habe sich dann eine Stellung gesucht und sie bei dem herrschenden Mangel an geschulten Chemikern in der RSFSR sofort gefunden. Wir baten ihn, am nächsten Sonnabend einen Vortrag über seine Erlebnisse zu halten. Er tat es, berichtete aber nicht, in „Ich“, sondern in „Man“, so daß wir das Selbsterlebte nicht vom Gehörten und Gelesenen unterscheiden konnten. Das meiste, von dem, was er sagte, stand auch in den Zeitungen. Da Fischer ein hübscher, schwarzhaariger junger Mann war, hatte ich das Gefühl, daß bei der Flucht und bei der Anstellung im Sowjetdienst ein weibliches Wesen eine Rolle gespielt hatte, und daß er es nicht für erlaubt hielt, uns das zu erzählen.

Bald darauf machte er seinen Doktor und heiratete. Auch er ging zu IG Farben, war aber nur einige Jahre im Laboratorium und bekam dann die Kulturabteilung, zu der eine große Werksbibliothek gehörte. 1932 ließ er mich nach Höchst kommen und dort einen Vortrag halten. Während der Nazizeit hat er mich häufig besucht und seiner Verwunderung über die nochmals verrückt gewordene Menschheit Ausdruck gegeben. Im Gegensatz zu mir, fand er das pessimistische Buch „La psychologie des foules“ (Massenpsychologie) von Gustave Le Bon äußerst vernünftig. Die darin zum Ausdruck gebrachte Meinung, daß der Verstand der Völker eine Nebenrolle spielt und nie entscheidend wirkt, weil die Massen immer nur ihren Affekten folgen und auf jeden Redner hereinfließen, der geschickt auf die kritiklosen Gefühle spekuliert, entsprach seinen Haupterlebnissen.

Mit Färber, Geyer, Fischer und Davenport war die Intelligenz der Klasse durchaus nicht erschöpft. Es gingen auch noch ausgezeichnete Lehrer der Mathematik, Physik, Chemie und Erdkunde aus ihr hervor. Es war die beste Klasse, die ich je gehabt habe. Da sie 1911 ihr Abitur machte und das auch noch ein gutes Weinjahr war, habe ich mir oft den Spaß gemacht, wenn ich einen der alten Schüler wieder traf, mit ihm ins nächste Weinlokal zu gehen und „eine Flasche

Eiifer auf die Elfer“ zu leeren. Wir hatten dann auch gleich außer den alten Schulerinnerungen einen schönen Gesprächsstoff. Der Jahrgang 1811 war ebenso gut, und Goethe hat den „Eiifer“ im „Westöstlichen Divan“ besungen. Da beide Jahre auch noch Kometenjahre waren, konnten wir uns zugleich über allen möglichen astrologischen Unsinn und die Zahlenmystik lustig machen. Allerdings habe ich 1912 auf einer Rheinreise, die ich mit meiner Schwester Dina machte, in Aßmannshausen festgestellt, daß die Rheinländer den süßesten Eiifer nicht mögen, sondern ihn als „Zuckerwasser für reisende Damen“ ablehnen. Vielleicht gehört es auch zur Lebensweisheit, das ein bißchen Herbe dem völlig Süßen vorzuziehen sei; denn das Süße grenzt an das Fade.

Insofern ist es vorteilhaft, neben einer Oberklasse, die voller Wißbegierde ist, auch eine nicht ganz rüpelreife Obertertia zu unterrichten. Außerdem lagen ja meine schönsten Jugenderinnerungen auf diesem Gebiete. Aber die erste Obertertia, die ich an der Oberrealschule bekam, war unwahrscheinlich artig. Es lag das zum Teil an den noch immer lebendigen Nachwirkungen der alten Pfalzischen Disziplin, zum Teil an den Eltern, die mindestens mittlere Beamte waren, auf die Schulerfolge ihrer Söhne genau aufpaßten und ihnen täglich einschärften, daß sie sich nicht von irgendeinem Kollegensohn überholen lassen dürften. Diese häusliche Karrieristendressur mißfiel mir gründlich. Die Oberbahnassistenten und Rathaussekretäre, die nur in die Schule kamen, um nach Möglichkeit etwas Ungünstiges über ihre Söhne zu hören und diese dann zu versohlen, enttäuschte ich grundsätzlich, indem ich den betreffenden Sohn enthusiastisch lobte. Die Folge war natürlich, daß mich die Eltern für einen gutmütigen Menschen hielten, mit dem die Jungen machen konnten, was sie wollten. Die Jungen schätzten mich aber sehr, weil sie merkten, daß ich niemals darauf aus war, meine Autorität durch den Rohrstock des Vaters zu stärken. Manche unterhielten sich mit mir über politische und religiöse Fragen, die sie zu Hause gar nicht anzusprechen wagten. Ich bekam gerade in den Mittelklassen ein förmliches Gefolge. Es wurde noch dadurch verstärkt, daß ich die Schülerbibliothek übernahm, als die Oberrealschule und die Realschule getrennt wurden und nur noch durch die Personalunion des Direktors und das gemeinsame Schulgebäude zusammenhingen. Ich zog mir da ein halbes Dutzend Helfer heran, die mit Feuereifer Kataloge anlegten und abschrieben, Ausleihzettel ordneten, Selbstgelesenes ihren Kameraden empfahlen und meine Parole verwirklichten: „Die Bibliothek muß immer unterwegs sein. Bücher, die bloß herumstehen, darf es gar nicht geben.“ Wenn einer ein Buch vorausbestellte, das nicht rechtzeitig wieder einlief, empfahlen wir ihm etwas, das in derselben Geschmacksrichtung lag. Das war natürlich nur möglich, wenn die Helfer selbst die besten Leser waren, und das wurden sie sehr rasch. Schließlich fühlten sie sich in der Schule wohler als zu Hause, und das ist ja überhaupt das Höchste, was erreicht werden kann. Ein frühgrämlich gewordener Kollege, Dr. Luther, der an unsere Anstalt versetzt wurde, sagte einmal zu mir: „Das, worum ich Sie beneide, sind Ihre Nerven. Wenn ich meine Stunde zu Ende gebracht habe, gehe ich erschöpft ins Lehrerzimmer und brauche eine Viertelstunde, um überhaupt wieder zu mir zu kommen. Wenn ich Sie aber auf dem Gang treffe, sind Sie immer umringt von einem Haufen von Schülern. Sie scheinen sich nur wohlzufühlen, wenn die Jungen förmlich auf Ihnen herumklettern.“ – „Gehört das nicht einfach zum Schulmeister?“ fragte ich. „Wie sollen sich die Jungen unter uns wohlfühlen, wenn wir uns nicht unter ihnen wohlfühlen?“ Darauf bemerkte Hofmann, das Bummelsche: „Ja, das gilt vom Unterricht, aber hinterher ist man froh, wenn man sie los ist.“ – „Ja,“ erwiderte ich, „aber wenn das so ist, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Schüler froh sind, sobald sie uns los sind. Wenn ich hereinkomme, lachen sie mich an, und wenn ich gehe, kommen immer ein paar mit, die mich noch etwas fragen wollen.“ – „Die Jungen haben aber keinen Anspruch darauf, uns auch noch in unserer Erholungszeit zu beanspruchen.“, brummte ein älterer Kollege. „Sie haben keine Kinder, und wenn Sie als Junggeselle auf Ihren Nerven herumwüsten, ist das schließlich Ihre Privatangele-

genheit und geht niemand etwas an. Aber Sie dürfen sich nicht wundern, wenn wir das nicht mitmachen. Wir haben die Pflicht, uns unserer Familie so lange wie möglich zu erhalten.“ – „Na, dann hat Napoleon recht mit seiner Anordnung für die Lehrer,“ sagte ich. „Mit welcher?“ fragten die Kollegen, „hat sich Napoleon denn auch mit pädagogischen Fragen beschäftigt?“ – „Jawohl,“ sagte ich, „natürlich nur aus politischen Motiven. Er verfügte im Stile eines Heeresbefehls schon als Erster Konsul einfach: ‚Die Lehrer sind zur Ehelosigkeit anzuhalten!‘“ – „Da hört doch alles auf,“ schrien gleich mehrere. „So eine Einmischung in die persönlichsten Verhältnisse! Also die Familie möchte man uns am liebsten auch noch wegnehmen, und der Kollege Riemann findet das ganz in Ordnung, weil er selbst keine hat!“

Beck war nicht dabei. Er kam fast niemals ins Lehrerzimmer, sondern rumorte in allen Pausen in der Physik herum und brachte seine Apparate in Ordnung. Er hatte es auch nicht gern, wenn man ihn dabei störte, so daß auch ich immer nur mit Vorsicht zu ihm kam. Da mich das Gespräch mit den Familienmenschen aber sehr belustigt hatte und auch Beck als Junggeselle interessieren mußte, teilte ich es ihm am gleichen Tage mit und fügte hinzu: „Dabei hätte ich den Kollegen eigentlich noch erzählen müssen, daß ich diesen Mittwoch nachmittag drei Stunden zusätzlich in Unterprima gebe. Als ich ihnen nämlich erzählte, daß wir im Pensum etwas zurückgeblieben seien, weil wir uns bei der Renaissance zu lange aufgehalten hätten, schrien die Schüler gleich, sie wollten am nächsten freien Nachmittag hereinkommen, damit wir die Lücke ausfüllen könnten.“ – „Na,“ sagte Beck, „ganz in der Ordnung kann ich das nicht finden; denn wenn das jeder Lehrer so macht, haben die Jungen schließlich fünfzig Stunden Unterricht in der Woche. Ich begreife nicht recht, wie es dir an der Zeit fehlen kann. Ich lese erst die einschlägige Literatur. Dann denke ich so lange darüber nach, bis ich alles in klaren Sätzen vor mir habe. Nunmehr brauche ich nur noch die einfachste Form zu finden, in der ich es den Schülern nahebringen kann. Auf die Art schrumpfen die dicken Wälzer, die ich lese, schließlich auf ein paar geschriebene Seiten in meinem Vorbereitungsheft zusammen. Um die mitzuteilen, brauche ich viel weniger Zeit, als in den amtlichen Lehrplänen vorgeschrieben ist. Es kommt vor, daß ich bereits zu Weihnachten mit dem Jahrespensum fertig bin. Um nicht bis Ostern nur noch Wiederholungsstunden zu halten, schiebe ich dann gewöhnlich ein Nebengebiet dazwischen, das gar nicht behandelt zu werden braucht. Zuwenig Zeit habe ich nie, sondern eher zuviel!“ „Das ist in der Geschichte und Literatur anders,“ wandte ich ein. „Es gibt immer ungeheuer viel Interessantes, und da verläuft man sich leicht. Mit den Lehrplänen gebe ich mich wenig ab. Sie werden meistens von Leuten verfaßt, die weder Historiker noch Literaten sind und die fesselnden Einzelheiten überhaupt nicht kennen. Aus den Lehrplänen nehme ich nichts als die großen Überschriften. Aber du gehst in deiner Antwort gar nicht auf die Hauptfrage ein, ob die Schüler Anrecht auf unsere Freizeit haben, ob wir mit ihnen leben sollen. Die Unterprima, die meinen Mittwochnachmittag mit Beschlag belegt hat, ist durchaus keine hervorragende Klasse, sondern eher etwas unter dem Durchschnitt.“ – „Ja, die Jungen lieben dich eben,“ sagte Beck lächelnd, „und du legst auf solche persönlichen Beziehungen Gewicht. Hier fühle ich zu deinem Erstaunen mehr mit den Kollegen, die sich die Schüler vom Leibe halten, als mit dir!“ „Die Jungen reden aber mit der größten Ehrfurcht von dir, und ich finde es gar nicht nett, daß du sie dir trotzdem vom Leibe halten willst,“ sagte ich etwas ärgerlich. „Ehrfurcht ist ein religiöser Begriff, und damit habe ich abgeschlossen,“ erwiderte Beck. „Auf persönliche Verehrungsgefühle lege ich gar kein Gewicht, sie sind mir eher unbehaglich. Wenn die Jungen merken, daß sie etwas bei mir lernen, und deshalb meinen Unterricht schätzen, bin ich vollkommen zufrieden. Das ist eine rein sachliche Wertung. In der Frage der freiwilligen Überstunden der Schüler fühle ich mich nicht kompetent, da ich so etwas noch nicht selbst erlebt habe. Nach meiner Erfahrung gibt es eine Sache, die von den Schülern höher geschätzt wird als der beste Unterricht.“ – „Und das wäre?“ fragte ich begierig. „Das Ausfallen des Unterrichts,“ sagte Beck kühl. „Denke



doch nur an das allgemeine Freudengeschrei, wenn verkündet wird, daß von 12 Uhr ab hitzefrei ist! Alles stürzt in freudiger Eile davon. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß dann nur Deine Schüler betrübt nach Hause schleichen. Im übrigen ist gegen dein System der persönlichen Einwirkung so wenig etwas zu sagen wie gegen mein sachliches. Es scheint mir, daß in beiden Fällen ein guter Unterricht herauskommt, obwohl ein total verschiedener. Jeder muß sich nach seiner persönlichen Veranlagung richten. Sogar die unbegabten Kollegen haben schließlich eine gewisse Daseinsberechtigung. Die Schüler würden krank werden, wenn sie nur gute Lehrer hätten. Falls ich nach dir in dieselbe Klasse komme, ist immer schon eine gewisse Erschöpfung da, und du stellst dasselbe fest, wenn du nach mir hereinkommst. Wir brauchen also eine Anzahl von Kollegen, in deren schlechtem Unterricht sich die Schüler von unserm guten erholen. Wenn wir selbst erst alt und mentekapt sind, werden wir wahrscheinlich auch nur noch Erholungsunterricht geben können.“

Auch meine Mutter war mit der Art, wie ich schließlich alles um die Schüler konzentrierte, nicht recht zufrieden: „Es fällt mir auf, Robert,“ sagte sie eines Tages, „daß Du über nichts mehr reden kannst, ohne sofort auf deine Schüler und deinen Unterricht zu kommen. Du wolltest einmal auf das Meer hinaus, und jetzt ruderst du zufrieden auf einem Ententümpel herum. Du wolltest dich habilitieren, jetzt ist die Universität deinen Blicken entschwunden, und du hast ein Auditorium, um das dich kein Mensch beneidet. Du redest so viel von deinen Schülern, daß wir alle ihre Namen kennen, obwohl wir sie nie gesehen haben, Was soll das eigentlich? Es ist ein Glück, daß du noch etwas schriftstellerst. Da kannst du wenigstens die Feder ergreifen, wenn sie dein Vater eines Tages fallen läßt. Aber ich kann mir nicht denken, und wünschen auch in keiner Weise, daß es dir genügt, Menschen zufrieden zu stellen, die in Wahrheit dumme Jungen sind. Das ist deiner einfach nicht würdig.“ – „Es ist mein Beruf,“ sagte ich, „und ich fühle mich wohl darin.“ – „Das ist gerade das Unglück,“ belehrte mich meine Mutter. „Du versinkst in einem Philisterdasein, das tausend andere auch erreichen, die viel weniger Verstand haben. Du hast eben wieder einmal die Flinte zu früh ins Korn geworfen, wie das leider überhaupt deine Art ist. Ich fühle mich dir immer näher, als meinen andern Kinder, weil sie mir nicht differenziert genug sind. Nun erlebe ich, daß Hans ein tüchtiger Jurist wird. Konrad ein tüchtiger Arzt und du nichts weiter als ein tüchtiger Schulmeister. Schließlich habe ich auch noch das Gefühl, daß du nur so tust. Es ist ja auch ganz unmöglich, daß es dich befriedigt, die Kollegen auszustechen, die mit Ausnahme von Beck kleine Leute und große Schafsköpfe sind. Also tu mir den Gefallen und rede von ihnen und von den dummen Jungen, in deren Beifall du dich sonnst, so wenig wie möglich! Das ist ja wieder bloß eine Rolle für dich. Du theaterst dich durchs Leben durch und bist auch noch stolz darauf, daß du nichts wirklich ernstnimmst.“

Die Rede machte einigen Eindruck auf mich, bestärkte mich in meinen schriftstellerischen Neigungen und wirkte noch nach, als ich mich später in die Politik warf. Zunächst aber behielt ich die Gewohnheit bei, überall mit Stolz zu betonen, daß ich Schulmeister sei. Wenn ich irgendwo einen meiner Jungen traf, war alles andere erledigt. Besonders zeigte sich das, als ich mit meinen Eltern in die Sommerfrische ging und in Flinsberg, einem Stahlbad [wegen der eisenhaltigen Wässer] im Isergebirge, einen Untersekundaner traf, der mit seinen Eltern dort die Ferien verbrachte. Es war Otto Suhr, den ich von Obertertia bis Oberprima unterrichtete. Er war glänzend begabt, war Norddeutscher, interessierte sich vornehmlich für Literatur und spielte die Hauptrolle im Literarischen Zirkel, dessen hektographierte Zeitschrift jahrelang vornehmlich aus seinen Beiträgen bestand. Als ich Suhr in Flinsberg traf, fing ich sofort ein langes Gespräch mit ihm über alle Dichter an, die er gerade gelesen hatte. Schließlich sagte ich: „Wissen Sie was, Suhr! Wir können uns einen ganzen Tag lang miteinander unterhalten, wenn wir morgen früh mit dem kleinen Pferdeomnibus auf die große Baude fahren und erst am Abend zurückkommen. Meine Eltern werden zwar etwas entsetzt sein, weil wir erst gestern angekom-

men sind, aber schließlich ist das nicht die Hauptsache. Man kann nicht immer mit seinen Eltern zusammen sein.“ – „Fragen muß ich meine aber doch erst,“ sagte Suhr. Am nächsten Morgen war er tatsächlich um sechs Uhr morgens an der Haltestelle. „Nun, waren Ihre Eltern entsetzt?“ fragte er, „Und ob,“ sagte ich, „namentlich meine Mutter.“ – „Meine erst recht,“ berichtet Suhr, „aber mein Vater sagte, es wäre eine große Ehre für mich, und da mußte meine Mutter nachgeben.“ Wir genossen abwechselnd Landschaft und Literaturgeschichte, redeten endlos über Goethes „Faust“, über den ich einen Kommentar in Arbeit hatte, und sprachen auch über alle Charaktere der Klasse. Als wir uns am Abend in Flinsberg wieder trennten, bedankte sich Suhr bei mir und sagte, er habe an diesem Tage mehr gelernt als in hundert Schulstunden. Ich war sehr vergnügt; denn gerade das hatte ich von ihm hören wollen.

Es ist eine schöne Sache um die Anhänglichkeit der Schüler, aber bei Suhr machte ich zum erstenmal eine Erfahrung, die ich dann später noch oft gemacht habe. Wenn man sich besonders stark mit einem Schüler beschäftigt und seine geistige Entwicklung genau verfolgt, bildet man sich schließlich ein, ihn sozusagen adoptiert zu haben und für alle Zeit zu besitzen. Das stimmt nicht. Die empfänglichen und anpassungsfähigen Naturen schließen sich, sobald sie in ein anderes Milieu kommen, dort genau so enthusiastisch an wie vorher. Treffen wir sie nach einigen Jahren wieder und wollen in den gewohnten Gedankenaustausch mit ihnen eintreten, dann merken wir, daß sie von ganz anderen Ideen beherrscht werden als von unsern. Die Enttäuschung war im Falle Suhr besonders eklatant. Schon in seinem Feldpostbriefen merkte ich, daß er ganz anders schrieb als Busse, Davenport oder Fischer. Suhr war sehr rasch zum Artillerieleutnant avanciert und schrieb officersmäßige Briefe. Literarische Reminiszenzen spielten darin keine Rolle. Nach dem Ersten Weltkrieg kam er einmal in den Monistenbund und hielt dort über den Bauernkrieg 1525 einen Vortrag, der recht interessant war. Suhr behauptete, die Bauern hätten sich nicht empört, weil es ihnen zu schlecht ging. Es sei ihnen später noch viel schlechter gegangen, und da seien sie trotzdem vollkommen ruhig geblieben. Sie hätte sich also 1525 empört, weil sie eine erstarkende Klasse waren und weiter aufsteigen wollten. „Mit anderen Worten,“ schloß Suhr, „sie empörten sich nicht, weil es ihnen zu schlecht ging, sondern weil es ihnen zu gut ging.“ Er wollte auch nicht zugeben, daß dies nur von den Führern und nicht von den Massen gelte, wie ich zu beweisen versuchte. Nach der Debatte fragte er mich, wo ich jetzt politisch stünde. Ich sagte ihm, daß ich noch immer zu den Demokraten gehörte, aber sehr unzufrieden mit deren Stellungnahme auf religiösen Gebiet sei. Es sei also möglich, daß ich mich mit der Zeit weiter nach links orientieren würde. „Das wundert mich nicht,“ sagte Suhr, „aber ich glaube, Sie zögern zu lange. Es ist doch klar, daß der SPD die Zukunft gehört. Ich bin bereits Sozialdemokrat.“ – „Organisiert?“ fragte ich erstaunt. „Ja, ich bin der Partei beigetreten, sobald ich wieder in Leipzig war.“ Diese Flottheit des Gesinnungswandels ließ mich den Kopf schütteln. Einige Wochen später traf ich Fritz Hübener, der vordem derselben Klasse angehört hatte wie Suhr, und sprach mit ihm, wie das meine Gewohnheit war, über das Schicksal seiner Mitschüler. Als wir bis zu Suhr kamen, schimpfte er wie ein Rohrspatz über den „Roten“. Darauf sagte ich: „Schimpfen Sie nicht zu früh! Eines Tages finden Sie mich auch unter den Roten wieder.“ – „Das ist doch etwas ganz anderes,“ sagte er. „Sie waren immer links. Kein Mensch wundert sich, wenn Sie weiter nach links geraten. Aber Suhr war im Kriege ganz rechts, seine Eltern erst recht. Wenn er auf Urlaub kam, zogen sie mit ihrem Artillerieleutnant jeden Abend in ein Lokal und ließen sich bewundern. Es gab nichts anderes mehr als Krieg und Avancement.“ – „Erlauben Sie einmal!“ wandte ich ein, „Sie waren doch auch Leutnant geworden. Sie haben sich den Fuß zerschießen lassen, und Sie sind sogar einmal in Uniform mit mir im Thüringer Hof gewesen.“ – „Jawohl, und ich bin heute noch rechts,“ sagte er, „Das ist der Unterschied. Ich war immer rechts, Herr Doktor, und habe mich mit Ihnen im Literarischen Zirkel gestritten, weil Sie Hauptmanns Jahrhundertfestspiel, in dem er Blücher lächerlich macht, gegen mich

verteidigten. Damals war Suhr Ihrer Meinung. Als er Offizier war, war er nicht Ihrer Meinung. Jetzt will er durch die Sozialdemokratie etwas werden. Deshalb ist er wieder Ihrer Meinung. Seine wahre Meinung ist überhaupt nur die, daß er etwas werden will. Deshalb gehe ich an ihm vorbei, wenn ich ihn auf der Straße treffe.“

Die Sache ging aber bei Suhr noch weiter. Er machte zwar seinen Dr. phil., ging aber dann in die Gewerkschaftskarriere über und wurde sehr rasch Gewerkschaftssekretär. Als solcher war er dann die rechte Hand Scheidemanns in Kassel und verehrte in diesem sein politisches Orakel. Als 1931 in Leipzig eine Versammlung führender Gewerkschaftler stattfand, wurden sie vom Rat der Stadt zu einem Empfang eingeladen, bei dem ich die Honneurs zu machen hatte. Ich setzte mich mit Suhr an einen Tisch und fragte ihn, ob er sich noch immer für Literatur interessiere. Er sagte, dazu käme er nicht mehr recht; er überlasse das mehr seiner Frau, die mit einer Dissertation über Theodor Storm ihren Doktor gemacht hätte. 1933 las ich dann in der Zeitung, Dr. Suhr gehöre zu den Gewerkschaftlern, die den Nazis nur leere Kassen hinterlassen hätten. Sie hätte im letzten Moment die vorhandenen Gelder unter sich aufgeteilt und verbraucht. Das machte mich natürlich keinen Augenblick irre. Es wurde in der Freidenkerbewegung ebenso gemacht, als die Beschlagnahme drohte, und das Geld kam auf diese Weise an die zurück, die es eingezahlt hatten. Man brachte es einfach denen, die in Not gerieten. Die Nazis, die wütend waren, daß ihnen der Raub entging, schrieben aber, die Führer hätten die Gelder gestohlen und verpraßt. Die Sache kam auch nicht vor Gericht, sondern es gelang Suhr, sich als Wirtschaftsredakteur an der Frankfurter Zeitung eine neue Position zu schaffen. Da seine Berichte mit seinem Namen erschienen, muß er damals Mitglied der Reichsschrifttumskammer gewesen sein. Jedenfalls schrieb er seine Artikel mit großer Vorsicht; denn ein anderer alter Leibnizianer, Ludwig Wolf, sagte mir, er lese Suhrs Aufsätze regelmäßig und fände sie grenzenlos langweilig. Nach 1945, genauer 1953, teilte mir Professor Walter Saupe, der in Potsdam an der Akademie tätig war, plötzlich mit, daß er mit Suhr, der nunmehr Stadtverordnetenvorsteher in West-Berlin war, zusammengekommen sei. Dieser habe sich beklagt, weil ich öfter im demokratischen Sektor von Berlin gewesen sei, ohne zu ihm in den westlichen herüberzukommen. Darauf schrieb ich an Saupe: „Wenn Sie Dr. Suhr einmal wieder treffen, sagen Sie ihm, ich fände es recht naiv von ihm, daß er auf Besuche von mir rechnet, während er eine Politik betreibt, die mir gar nicht gefällt.“ 1954 wurde Suhr Oberbürgermeister von West-Berlin. Ähnlich wie mit Suhr ist es mir dann auch mit Gerhard Heiland ergangen, der ebenfalls auf der Oberrealschule zu meinen Lieblingsschülern gehörte, dann stellvertretender Polizeipräsident in Leipzig wurde, mit mir sehr tätig beim Aufbau des Reichsbanners war, sich in der Nazizeit als Versicherungsagent durchschlug, aber nach 1945 im Westen blieb und Richter am obersten Bundesgericht in Karlsruhe wurde. Der Freiherr von Stoltzenberg, der ebenfalls von der Leibnizschule kam und unter den Leipziger Demokraten die Führung bekam, hielt während der Nazizeit entschlossen durch, wurde Staatssekretär in der DDR, flüchtete aber plötzlich kopflos in den Westen, in den er nach seiner Vergangenheit in keiner Weise hineinpaßte. Solche Wandlungen habe ich so oft erlebt, daß ich nicht mehr an die Möglichkeit glaube, sich unbedingte Anhänger zu erziehen. Schließlich habe ich selbst mein Leben doch durchaus nicht so eingerichtet, wie Jungmann oder Sievers von mir erwarteten, nicht einmal so, wie es sich meine Mutter gedacht hatte. Aber Anhänger zu sein und Anhänger haben zu wollen, blieb trotz aller Erfahrungen, die ich machte, ein Grundzug meiner Lebensführung, wie ich heute, da ich das Ganze überblicke, sehr deutlich sehe.

Daher änderten sich die Verhältnisse an der Schule für mich, als sie sich für Beck änderten. Dieser hatte das Rektorat sozusagen schon in der Tasche, als er 1910 die ersten Abiturienten der Oberrealschule prüfte. Thomas wollte im Oktober in den Ruhestand treten, und niemand zweifelte daran, daß der Geheimrat Lange von Dresden her dafür sorgen würde, daß der Leipziger Rat Beck zum Nachfolger wählte. Das verdarb sich dieser durch seine schroffe Recht-

lichkeit die Karriere. Der Abiturientenjahrgang 1910 war äußerst durchschnittlich und hielt mit den nachfolgenden „Eilfern“ in keiner Weise den Vergleich aus. Ganz schlecht waren aber nur zwei Schüler, nämlich Schauerhammer und Straube. Schauerhammers Vater war Oberlehrer an Gaudigs Schule und so streng konservativ, daß er ein Dutzend Jahre später stets mit dem Stahlhelmabzeichen herumlief. Sein Sohn war ebenso dumm wie er und außerdem faul wie die Sünde, und Straube gab ihm in beidem nichts nach. Beck hatte die beiden Faulpelze wiederholt ermahnt, wenigstens im letzten Schuljahr zu arbeiten, aber sie hatten sich dadurch nicht im geringsten beeinflussen lassen, sondern behandelten jeden Mitschüler, der seine Arbeiten gewissenhaft erledigte, mit souveräner Verachtung. Was die Pauker sagten, war ihnen egal, obwohl doch einer von ihnen selbst Sohn eines Paukers war. Beck sagte mir daher schon vor der Prüfung, daß er beide rücksichtslos prüfen und durchfallen lassen würde, um eine solche Einstellung an der Schule gar nicht erst aufkommen zu lassen. „Wenn die beiden durchkommen,“ bemerkte er, „dann gerät die Oberrealschule in den Ruf, daß jeder Dummkopf und Faulpelz sich bei uns das Abiturientenzeugnis umsonst holen kann. Ich lasse es einfach nicht zu, daß in dieser Weise das Niveau der Schule gedrückt wird.“ – „Du wirst mit Schauerhammer Schwierigkeiten haben,“ erwiderte ich. „Die Kollegen nehmen immer für Kollegensöhne Partei und wahren die Standesehre, indem sie jedes Kamel durchkommen lassen.“

Aber zu Beginn der Prüfung zeigte sich, daß Straube einen noch viel mächtigeren Schutz genoß. Der Geheimrat Lange war mit der Familie Straube befreundet, mit der er jahrelang in einem Hause gewohnt hatte. Als er in den Prüfungssaal hereinkam, ging er durch die aufgestellten Abiturienten hindurch auf den ziemlich weit hinten stehenden Straube zu und schüttelte ihm herzlich die Hand. Der Faulpelz grinste vergnügt, aber auch auf den Gesichtern der meisten Kollegen erschien ein verständnisvolles Lächeln. Bei der ersten Besprechung erwähnte der Geheimrat noch, daß Schauerhammers französische Arbeit einen Elementarfehler enthalte, der bei der Zensierung nicht in Betracht gezogen worden sei. Professor Viertel-Achtel, der die Arbeit korrigiert hatte, versank vor Entsetzen über diesen Tadel beinahe in den Erdboden und versicherte mit gepreßter Stimme, daß er den französischen Unterricht in der Oberstufe nur auf Drängen übernommen hätte. Er fühle selbst, daß er nicht mehr die Kräfte habe, sich in den Oberklassenunterricht einzuarbeiten. „Herr Kollege Viertel,“ sagte Lange, „es handelt sich nicht um den Stoff der Oberklassen, sondern, wie gesagt, um einen Elementarfehler. Ich muß meiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß sich die Kommission Ihrer irrigen Zensierung ohne weiteres angeschlossen hat.“

Jedem, der mit der Diplomatie der Prüfungen nur einigermaßen vertraut war, mußte klar sein, was Lange wollte. Schauerhammer sollte durchfallen, aber Straube durchkommen. Die mathematische Prüfung hatte der unendlich gutmütige Professor Balduin Kröber. Er fragte Straube einiges über Kegelschnitte, bekam keine einzige richtige Antwort, wollte bei einer Berechnung Straube wenigstens Gelegenheit geben, den pythagoräischen Lehrsatz anzuwenden, den jeder Untertertiar kennen muß, und erlebte das Schauspiel, daß Straube auch diesen Lehrsatz nicht kannte. Beck, der das Protokoll führte, schrieb hinein: „Darauf wird der Pythagoras geprüft, auch hier kein Ergebnis.“ Bei der nachfolgenden Besprechung sagte Lange: „Eine gute Prüfung hat Straube nicht abgelegt. Er war wohl etwas verwirrt und fand sich nicht zurecht.“ Beck sagte: „Kollege Kröber hat ihm die Sache wahrhaftig nicht zu schwer gemacht, sondern meines Erachtens eher zu leicht. Aber wenn keine Kenntnisse da sind, kann man auch keine herausholen.“ – „Die Erfahrungszensur ist 3<sup>b</sup>,“ sagte Lange. „Hat sich Straube denn vorher redlich bemüht?“ – „In der letzten Zeit hat er das getan,“ beeilte sich Kröber zu erwidern. „Aber er hat eben von früher her bedenkliche Lücken.“ – „Du meinst den Pythagoras,“ warf Beck ein. „aber in welchem Ruf kommt unsere Oberrealschule, wenn wir einem Schüler, der den Pythagoras nicht kann, in der Abiturientenprüfung die 3 geben?“ – „Sie haben vollkommen recht, Kollege

Beck,“ sagte Lange, „aber wir müssen uns über die Folgen klar sein. Welche Zensur beantragen Sie, Kollege Kröber?“ – „Es ist wohl doch eine 4,“ würgte Balduin heraus. „Und Sie,“ wandte sich Lange an Beck, der schroff sagte: „Es ist eine 5, aber ich will mich nicht gegen die 4 wenden, sondern stimme zu.“ – „Also 3<sup>b</sup> in der Erfahrungszensur, 4 im Schriftlichen, 4 im Mündlichen, das ergibt eine 4 in der Mathematik. Damit steht die Sache für Straube schlimm, da ihn Professor Beck in der Physik bereits mit 4 vorzensiert hat und die schriftliche Prüfung ebenfalls mit 4 bewertet hat. Es kommt also nunmehr alles auf die mündliche Prüfung in der Physik an.“ – „Ich kann schon jetzt sagen, daß bei Straube eine 4 in der Physikprüfung herauskommt,“ erklärte Beck. „So dürfen wir nicht verfahren,“ entschied Lange. „Sie werden ihn vielmehr besonders eingehend in der Physik prüfen. Es kommt immer vor, daß sich ein Schüler da noch herausreißt.“

Natürlich riß sich Straube nicht heraus, sondern gab eine unsinnige Antwort nach der andern. Beck wandte sich dann jedesmal an einen andern Schüler und sagte bloß: „Nein, sondern?“ worauf er glatt die richtige Antwort bekam. Der Beweis, daß Straube nichts von dem wußte, was die andern wußten, wurde lückenlos erbracht, und Schauerhammer erging es ebenso. Die nachfolgende Besprechung eröffnete Lange sehr ungnädig mit den Worten: „Meine Herren Kollegen, ich muß Sie dringend bitten, die von uns selbst festgesetzten Prüfungszeiten zu beachten. Wir haben für die Physik eine halbe Stunde festgesetzt, Professor Beck hat aber eine volle Stunde geprüft. Er wird sich natürlich darauf berufen, daß ich ihn aufgefordert hatte, Straube besonders eingehend zu prüfen. Da hätte er die Zeit bei den andern Schülern herausholen müssen, statt jede Frage auch von diesen beantworten zu lassen. Wenn jeder die doppelte Zeit prüft, müssen wir die Nacht zu Hilfe nehmen, um überhaupt fertig zu werden.“ Dann zensierten wir Straube und Schauerhammer, die beide in Mathematik und Physik eine 4 bekamen und als Gesamtzensur der Prüfung „Nicht bestanden“ erhielten. Ernst sagte der Geheimrat: „Meine Herren, es kommt immer wieder vor, daß Abiturienten, die ihre Prüfung nicht bestehen, kopflos in der Nacht umherirren, statt nach Hause zu gehen und ihren Eltern das negative Ergebnis mitzuteilen. Ich möchte also bitten, daß einer von den Herren die beiden nach Hause bringt und mit den Eltern spricht. Wären Sie dazu bereit, Kollege Kröber?“ Der unglückliche Balduin war auch dazu bereit, erzählte aber am nächsten Tage: „In meinem Leben ist mir nichts so unangenehm gewesen wie dieser Gang zu den Eltern.“ Besonders wütend war der Schauerhammer, dessen Sohn sagte: „Ich habe doch gearbeitet.“ Der Alte fuhr ihn an: „Ja, die letzten Tage, aber vorher hast du immer nur gebummelt, und jetzt hast du durch deine Faulheit die ganze Familie blamiert. Du bringst mich um die Achtung meiner Schülerinnen!“ Was sollte ich eigentlich dabei? Ich habe mich so rasch wie möglich wieder weggemacht. Lange hat vielleicht gedacht, daß einer von den beiden Selbstmord begehen könnte. Aber daran hat sicher keiner gedacht. Und was hätte ich denn machen sollen, wenn plötzlich einer davongelaufen wäre? Ich war immer nur der Dumme, der dabeistand. Das nächste Mal sage ich, Lange soll einen andern mitschicken!“ Mir fiel bei der Erzählung ein, wie ganz anders in Preußen schon bei der Einjährigenprüfung die Durchgefallenen vom Direktor angeschnauzt wurden: „Macht, daß ihr nach Hause kommt, und setzt euch noch heute auf die Hosen! Wenn ihr nicht sehr eifrig arbeitet, fällt ihr das nächste Jahr wieder durch. In diesem habt ihr dem Herrgott die Zeit gestohlen, und es ist nur die verdiente Strafe, daß ihr mit Schimpf und Schande durchgefallen seid!“ Das sächsische Verfahren, Schüler und Eltern zu trösten, schien mir demgegenüber schlapp.

Als ich nach der Prüfung mit Beck durchs Rosental ging, sagte ich zu ihm: „Deine Hoffnungen wirst du nun begraben müssen. Das Rektorat ist futsch!“ – „Was ist denn das wieder für ein Blödsinn?“ fragte Beck. „Mein lieber Beck,“ sagte ich, „du weißt, daß ich deine Überlegenheit neidlos anerkenne, aber diesmal warst du wirklich äußerst naiv! Du hast die Situation, in der du Straube prüftest, gar nicht erkannt.“ – „Wieso?“ – „Lange hat dir durch den Straube gewährten

Händedruck klar seinen Willen angezeigt.“ – „Er hat aber seine Meinung geändert, als Straube nichts konnte.“ rief Beck. „Er hat mir nicht nur zugestimmt, sondern sogar auf die 4 gedrängt.“ – „Ja, und du hast nicht gemerkt, welche Rolle du nun zu spielen hattest. Lange wollte den gerechten Kommissar spielen, und du solltest ihn drängen, die 3 für Straube zuzugestehen. Statt dessen hast du von der 5 geredet! Der gute Balduin Kröber hat doch wahrhaftig das Pulver nicht erfunden, aber er hat gemerkt, was Lange wollte, und du hast es nicht gemerkt. Warten wir den Effekt ab! Nach meiner Meinung hast du heute Langes Gunst verloren.“ – „Ach, das sind deine romantischen Sensationen!“ sagte Beck aufgebracht. „Du hast auch viel Verstand, aber du bist ewig unberechenbar, weil du immer wieder einen dramatischen Effekt einschieben willst. Sachlich liegt der Fall einfach so, daß ein schlechter Schüler durchgefallen ist und die Klasse trotzdem gut abgeschnitten hat. Lange hat gemerkt, was ich den Schülern beibringe, und daraus phantasierst du dann zusammen, daß Lange einen ungünstigen Eindruck von mir bekommen hat. Das ist doch einfach Wahnsinn.“ – „Nicht so ganz,“ erwiderte ich. „Lange hat gemerkt, daß du für Winke von oben nicht zu haben bist, und das nimmt jeder Herrscher übel. Ich wünsche durchaus, daß du recht hast, aber ich fürchte, daß ich recht habe.“

Vielleicht findet man es unmoralisch, daß ich der Meinung war, daß Beck hätte Straube durchkommen lassen müssen. Aber die Sache lag einfach so, daß die Zukunft der Oberrealschule davon abhing, ob Beck Rektor wurde oder nicht. Wenn dafür der Preis gezahlt werden mußte, daß ein unwissender Bengel mit unserem Abiturientenzeugnis herumlief, dann war das sicher ein Schönheitsfehler, aber so etwas kam oft vor. Ich muß sagen, daß ich es noch heute bedaure, daß Beck in diesem Falle nicht ein Auge zudrückte.

Meine Befürchtungen trafen ein. Lange setzte sich nicht mehr für Beck ein und gab damit die Bahn frei für Jungmann, der seinen alten Mathematiklehrer Donadt empfahl, der an der Thomasschule stets treulich nach den Weisungen des Rektors unterrichtete und nie dagegen Einwendungen erhob, daß seine Fächer völlig in den Hintergrund gedrängt wurden. Die Nachricht, daß Donadt zum Rektor gewählt sei, erreichte uns während eines Schulfestes. Beck benahm sich an dem Tage ganz sonderbar. Er war scheinbar ungeheuer lustig und machte die auf das Fest folgende Kneiperei bis tief in die Nacht hinein mit, was ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten war. Er hielt in der Tafelrunde der Unentwegten sogar eine kleine Rede darüber, daß der Alkoholismus die Umkehrung des Darwinismus sei. Der Mensch werde, wenn er sich betrinke, erst wieder zum Tier und schließlich sogar zur anorganischen Materie, wenn er nämlich stocksteif unter dem Tische läge. Die Kollegen waren diese Aufgeräumtheit an Beck gar nicht gewöhnt und erwarteten sie am wenigsten nach einer solchen Niederlage. Das Ergebnis ihres Nachdenkens war, daß Beck seine Kandidatur gar nicht ernst genommen hätte und im Grunde froh sei, daß er aus der Geschichte herausgekommen sei. Das war so verkehrt wie möglich. Beck war, wie ich sehr wohl merkte, in Wahrheit ungeheuer aufgeregt und stellte sich gewaltsam auf Lustigkeit um, weil er irgendwie explodieren mußte. Jedenfalls kamen die nicht auf ihre Kosten, die sich schon darauf gefreut hatten, ihn gebrochen dasitzen zu sehen, und das war recht so. Zu mir sagte Beck einige Tage später: „Mit Lange hast du doch wohl recht gehabt. Ich hätte nicht gedacht, daß er so kleinlich wäre. Im übrigen glaube ich nicht, daß er die Sache alleine auf dem Gewissen hat. Hier müssen noch andere Intrigen eine Rolle gespielt haben. Dein vielgepriesener Jungmann scheint das meiste dabei getan zu haben. Ich glaube gar nicht, daß ihm an Donadt etwas liegt. Aber im Interesse seines heiligen Humanismus hat er dafür gesorgt, daß die Oberrealschule einen Rektor bekommt, der mit einer Aschenbrödelrolle für seine Anstalt zufrieden ist und nach wie vor mit tiefer Ehrfurcht zur Thomasschule emporblickt. Donadts eigentlicher Stolz wird immer der sein, daß er so lange an der Thomasschule gewirkt hat. Natürlich ist es ihm auch angenehm, daß er als Rektor der Oberrealschule mehr Geld bekommt. Aber das ist auch alles. Er wird nie für die Rechte der Oberrealschule kämpfen.“ – „Ist er denn

wirklich so unbedeutend?“ fragte ich. „Er soll doch ein gutes Mathematiklehrbuch verfaßt haben.“ – „Das Buch ist nicht schlecht,“ erwiderte Beck, „es kann ruhig an unseren Mittelklassen eingeführt werden. Originell ist es nicht, es enthält einfach das Übliche, aber man merkt, daß es die Ergebnisse einer jahrelangen Praxis verwertet. Hier liegt keine Gefahr vor.“ – „Hältst du Donadt für einen ehrlichen Menschen?“ – fragte ich weiter. „Bewahre,“ sagte Beck. „Er war ja schon in unserer Schule, hat sich die physikalischen Einrichtungen von mir zeigen lassen und mir fortwährend honigsüße Komplimente verabreicht.“ – „Wie hast du darauf reagiert?“ fragte ich. „Nun“ erwiderte Beck, „ich habe gesagt, wenn er mit dem allem so zufrieden sei, dann würden wir kaum in einen sachlichen Gegensatz geraten. Darauf hat er mir die Hand auf die Schulter gelegt, als ob er mich umarmen wollte, und hat mir mit treuherzigem Augenaufschlag versichert: ‚Aber, mein lieber Herr Kollege Beck, wie können Sie nur davon reden, daß wir jemals in einen sachlichen Gegensatz geraten könnten! Ich weiß doch ganz genau, was für eine erstklassige Lehrkraft Sie sind. Das weiß doch alle Welt. Uns beiden geht das Gedeihen der Oberrealschule allem voran, und ich rechne auf die engste und freundschaftlichste Zusammenarbeit mit Ihnen.‘ Dann ist er gerührt abgegangen, und ich habe gedacht: ‚Oh, du verdammter heimtückischer Sachse! Du redest genau so, wie bisher Lange mit mir geredet hat. Ihr lügt mir alle beide ins Gesicht hinein. In Wahrheit schnüffelst du jetzt schon hier herum, um irgend etwas zu finden, was du mir Zeuge flicken kannst, und dabei willst du mich auch noch mit Freundschaftsbeteuerungen einseifen!‘“ – Ich mußte lachen und sagte: „Es ist wirklich ein Glück, daß du nicht im Gegensatz zu Donadt die Ehrlichkeit so weit getrieben hast, ihm das alles ins Gesicht zu sagen. Aber du hältst sein Kommen offenbar für ein Unheil, das unsere Oberrealschule bedroht?“ – „Nicht in jedem Sinne,“ erwiderte Beck. „Donadt steht in dem Rufe, ein tüchtiger Verwaltungsbeamter zu sein. Er hat auch, als er mit mir herumging, den Rauminhalt jedes Zimmers und die Lage der Fenster erkundet, bei jedem physikalischen Gerät nach dem Preis gefragt, ihn zum Etat der Schule in Beziehung gesetzt usw. Er hat wahrscheinlich vorher versucht, von Thomas die nötigen Auskünfte zu bekommen.“ – „O Gott,“ sagte ich, „da wird er unsern braven Alten schön in Verlegenheit versetzt haben. Der hat sich grundsätzlich um nichts dergleichen bekümmert.“ – „Deshalb ist es gut, daß die Schule in Donadt einen tüchtigen Verwaltungsbeamten bekommt. Ich sage ganz offen, daß mir das weniger gelegen hätte. Wenn er mir nicht in den Oberklassenunterricht hineinpfuscht, wenn er die Anforderungen nicht zu drücken versucht, kann er hier so viel messen und rechnen, wie er Lust hat. Die nächsten Jahre wird er sich wohl im wesentlichen mit dem Neubau beschäftigen, der am Nordplatz für die Oberrealschule errichtet wird und ebenso mit der Inneneinrichtung. Er hat sich gleich nach seiner Wahl mit dem Stadtbaurat Scharenberg in Verbindung gesetzt und konferiert beinahe täglich mit ihm. Da ist er ganz in seinem Felde und läßt uns vielleicht in Ruhe. Der Zustand ist dann sogar besser als unter Thomas, der weder die Verwaltungsarbeit erledigt hat noch irgendeine andere. Den Hauptfehler habe ich von vornherein gemacht.“ – „Wieso?“ fragte ich verwundert. „Weil ich alles auf eine Karte gesetzt habe,“ sagte Beck erbittert. „Ich wollte eine Anstalt für meine Fächer, Mathematik und Physik, schaffen und leiten. Darauf habe ich alles ausgerichtet, es war mein einziges Ziel. Nun bin ich völlig machtlos, und mich gähnt eine ungeheure Leere an. Du bist viel besser daran. Deine Schriftstellerei hat mich allerdings oft wie eine großangelegte Imitation deines Vater angemutet. Aber einen großen Vorteil hast du davon. Wenn dir irgend etwas fehlschlägt, setzt du dich einfach hin und schreibst ein Buch; und das kann ich nicht. Mir kommen schon die zwei oder drei Bücher, die ich geschrieben habe, wie zwecklose Entgleisungen vor, und ich weiß gar nicht mehr, warum ich sie eigentlich geschrieben habe. Du schwebst immer in höheren Regionen, und wenn du dich von Zeit zu Zeit auf die Erde herabläßt und irgendein praktisches Ziel verfolgst, dann betrachtest du das bereits als ein Zugeständnis an uns andere. Schlägt dir etwas fehl, dann entschwebst du wieder in die Höhe. Dabei bist du immer lustig.“

Den Zustand, daß etwas innerlich an einem frißt, kennst du gar nicht. Du wirst diese Unbekümmertheit, um die ich dich beneide, auch nie verlieren. Wer leichtes Blut hat, behält es immer. Wenn dich jemand als ein großes Kind betrachtet, nimmst du es ihm noch nicht einmal übel. Du fühlst dich vollkommen wohl dabei. Ich bin ganz anders. Vielleicht liegt es an meiner Erziehung und an meinen Jugenderlebnissen. Stelle dir nur einmal vor, daß ich einmal in den Ferien nach Hause kam und bald merkte, daß meine Mutter so wenig wie möglich aß, damit auch genug für mich übrigblieb! Natürlich bin ich dann unter irgendeinem Vorwand so rasch wie möglich wieder abgereist.“ – „Das hätte ich anders gemacht“ unterbrach ich ihn, „Ich hätte einfach ein paar große Würste gekauft und sie meiner Mutter mit etlichen Witzen über meinen Riesenappetit überreicht. Ich habe ihr vor ein paar Tagen auch einen zwanzig Pfund schweren Schinken geschenkt, und wenn der alle ist, bringe ich als rote Kanonenkugel einen Edamer Käse mit, der für eine Woche reicht.“ – „Das kannst du alles tun, weil es bei euch immer reicht,“ sagte Beck. „Bei uns war immer etwas zu wenig da, und dann werden solche Geschenke der Kinder an die Eltern als Demütigungen empfunden, und Witze fallen mir da wahrhaftig nicht ein. Solche Jugendeindrücke wird man nicht wieder los.“ – „Du überschätzt die Einwirkungen,“ erwiderte ich. „Das Temperament wird nicht durch sie verändert. Es ist physiologisch bedingt wie alles. Unser wahres Schicksal sind unsere Säfte. Ein Glück, daß man sie wenigstens vorübergehend durch den Alkohol verändern kann! Schwermütige Menschen müssen einfach mehr trinken als andere.“ – „Ja, ja,“ sagte Beck, „dein Heilmittel für alles! Dafür danke ich. Der Mensch kann nicht immer besoffen sein. Ich will klar sehen und nüchtern urteilen. Betäubungen sind sinnlos. Deine Weinkneipen mache ich nie gern mit. Außerdem bin ich immer mit einer Flasche Wein sehr rasch fertig, und was soll man dann tun?“ – „Die zweite bestellen,“ rief ich, „das ist doch überhaupt kein Problem!“

Es gelang mir nicht, Beck durch meine Witze dauernd aufzuheitern. Er wurde unter Donadts Rektorat noch verschlossener, als er vorher gewesen war. Donadt führte den Kampf so kleinlich wie möglich. Irgendein mißgünstiger Kollege steckte ihm, daß Beck die Faulpelze schlug. Darauf fing in der nächsten Konferenz eine lange Rede darüber an, daß man nie einem Schüler eine Ohrfeige geben dürfe. Er redete über Gehirnschädigungen und die Haftpflicht, warf einen versteckten Blick auf Beck und sagte: „So etwas darf an einer höheren Schule überhaupt nicht vorkommen. Ich warne die Herren Kollegen ernstlich! Es soll hier sogar noch mit dem Stock geschlagen werden.“ Oder Donadt erfuhr, daß Beck sich gelegentlich bei der Beaufsichtigung der physikalischen Schülerübungen eine Zigarre angesteckt hatte. Darauf folgte in der nächsten Konferenz eine lange Rede über die Punkte: „1) Es darf niemals in einem Klassenzimmer geraucht werden. 2) Im Lehrerzimmer darf nur geraucht werden, wenn kein Kollege Einspruch erhebt. Wir haben auf die kranken Herren Rücksicht zu nehmen. 3) Wenn das neue Schulhaus fertig ist, untersagt der Rat der Stadt das Rauchen im ganzen Gebäude. Hier aber wird, wie ich gehört habe, sogar zuweilen im Unterricht geraucht. Das ist natürlich eine große Ungehörigkeit.“ Nunmehr kam ich Beck, der die ganze Philippika völlig unbeachtet ließ, zu Hilfe und sagte: „Also in dem neuen Gebäude darf in keinem Raume geraucht werden?“ – „Nein,“ sagte Donadt, „das ist der feste Wille des Rates. Die Herren müssen auf den Nordplatz gehen, wenn sie rauchen wollen.“ – „Wenn ich nun aber doch im Gebäude rauche?“ sagte ich. „Dann ist das Ungehorsam, der mit Dienstentlassung bestraft wird,“ brüllte der alte Neuphilologe Scheibner, der stets mit Donadt ging und dafür auch schließlich Rektor wurde, als eine weitere Oberrealschule in Leipzig begründet wurde. „So? Dann will ich mich beizeiten nach einer anderen Beschäftigung umsehen, ehe wir in das neue Gebäude einziehen.“ erwiderte ich. „Sie können ja auch zu mir hereinkommen und Ihre Zigarre rauchen,“ sagte Donadt geschmeidig. „Da der Rektor seinen Tag restlos in der Anstalt zu verbringen pflegt, gilt das Verbot für ihn nur während der Sprechstunde, die er abhält. Sie sind mir dazu jederzeit willkommen.“ – „Sehr liebenswürdig,



Herr Rektor,“ sagte ich. „Aber es interessiert mich doch, was mit einem Lehrer geschieht, der das Rauchverbot übertritt. Wird er ins Karzer gesperrt?“ – „Ach, Unsinn,“ erwiderte Donadt, „es wird natürlich eine Konventionalstrafe festgesetzt, und Sie müssen zahlen.“ – „Nun, Herr Rektor,“ sagte ich, „dann möchte ich Sie bitten, den Betrag pauschal zu normieren. Ich will ihn nämlich gleich für ein Jahr vorausbezahlen.“ Darauf sah mich Donadt völlig verduzt an und sagte überhaupt nichts mehr. Ein andermal schlugen wir in einer Konferenz unendlich viel Zeit damit tot, über das Tragen von Mützen und Hüten zu reden. Die Oberrealschüler hatten bisher die blaue Mütze der I. Realschule getragen. Donadt vermißte daran die Silberstreifen der grünen Thomanermützen und ordnete an, daß sich die Oberrealschüler von den gewöhnlichen Realschülern durch Silberstreifen zu unterscheiden hätten. Die Wichtigkeit dieser Maßregel leuchtete im Wilhelminischen Zeitalter selbstverständlich allen ein. Der Rektor verlangte aber, daß kein Schüler mit dem Hut in die Schule kommen dürfe. Das ging Beck und mir dann doch „über die Hutschnur“, und ich begründete unsern Standpunkt in einer viel zu langen Rede über die Geschichte der studentischen Abzeichen, der Landsmannschaften und Burschenschaften, deren Mützen und Bänder in der Reaktionsperiode verboten waren. Damals galten die als Abzeichen der Leute, die sich zur revolutionären Lehre von der Einheit Deutschlands bekannten, wie Laube und Reuter es taten. Alte Burschenschaften verfügten, daß ihnen Band und Mütze in den Sarg mitgegeben wurden. Wenn das ruchbar wurde, grub die Reaktion die Leichen wieder aus und entfernte die revolutionären Abzeichen. Als Bismarck seinen Militärstaat begründet hatte, bekannte sich alles zur Einheit. Die Burschenschaften wurden königstreu. Fortan galt die bunte Mütze als ein Zeichen vorschriftsmäßiger Gesinnung. Von den Universitäten pflanzte sich diese Auffassung auf die Höheren Schulen fort. Das pflichtmäßige Tragen der Mütze und das Verbot des Hutes militarisierten die Schule. Donadt hörte sich diese Rede vergnügt lächelnd an, Nichts konnte ihm angenehmer sein als diese Begründung seiner Ansicht durch einen Oppositionellen. Einer der Lehrer bemerkte noch: „Ich glaube, das Verbot des Hutes wird auch insofern wohlthätig wirken, als es den Schülern die Grußpflicht ins Bewußtsein zurückruft. Alle Schüler haben uns auf der Straße zu grüßen. Manche, die man nicht selbst im Unterricht hat, tun aber gar nicht dergleichen. Sie verlassen sich darauf, daß wir sie nicht erkennen. Wenn sie aber wissen, daß sie an der Mütze als grußpflichtig erkannt werden, dann nehmen sie notgedrungen die Mütze ab.“ Darauf riß auch Beck der Geduldsfaden, und er bemerkte trocken: „Dieser Zweck würde meines Erachtens noch besser erreicht, wenn jeder Lehrer eine Unteroffizierstresse am Kragen trägt.“ Donadt erwiderte kurz: „Ich denke, meine Herren, wir stimmen ab.“ Das Abstimmungsergebnis war das von ihm mit Sicherheit erwartete. Er hatte die Gewohnheit, das Protokoll dem Lehrer, der es führte, während der Konferenz zu diktieren. Er rief also triumphierend: „Schreiben Sie: Die Vorschläge des Rektors werden mit allen gegen zwei Stimmen angenommen.“

Die Formel „mit allen gegen zwei Stimmen“ ging Donadt so in Fleisch und Blut über, daß er sie auch einmal anwandte, als wir gar nicht in Opposition getreten waren, weil es sich um eine ganz gleichgültige Sache handelte. Daher meldete ich mich zum Wort: „Herr Rektor, Beck und ich haben dafür gestimmt.“ – „Ach so,“ sagte er einigermaßen höhnisch: „Verzeihen Sie, daß ich dieses ungewohnte Verhalten gar nicht gemerkt habe! Das Protokoll muß also ausnahmsweise lauten: Der Vorschlag des Rektors wird einstimmig angenommen.“ Ernstlicher wurde dieser Hickhack, den ich als eine willkommene Belebung der grenzenlos langweiligen Konferenzen empfand, als Donadt tatsächlich dazu überging, die Anforderungen in den naturwissenschaftlichen Fächern herunterzusetzen. Es war das vermutlich der Auftrag, den er vor seiner Wahl von Jungmann bekommen hatte, der immer davon redete, daß man die klassische Tradition gegen den „Ansturm der Realien“ verteidigen müsse. Donadt ging nicht ungeschickt vor. Er sagte, es sei ihm längst aufgefallen, daß mehrere Schüler blasser und kränklicher aussähen als die

Thomaner. Daß diese zu Hause besser gefüttert wurden als unsere Kleinbürgerkinder, zog er natürlich nicht in Betracht, obwohl er das als Sohn eines Klempners in Sondershausen sicher wußte. Er sagte vielmehr, er habe eine ganze Anzahl von Elternbeschwerden bekommen. Sie beklagen sich darüber, daß ihre Söhne täglich bis in die Nacht hinein arbeiten müßten. Des Morgens gingen sie dann, ohne ausgeschlafen zu haben, müde in die Schule. „Ich fürchte, meine Herren, das liegt an der Überbürdung der Schüler durch übertriebene Anforderungen, die in den naturwissenschaftlichen Fächern gestellt werden. Ich ordne daher an, daß von morgen früh an festgestellt wird, wieviel Zeit die Schüler in jedem Fache auf die Erledigung der Hausarbeiten verwandt haben. Die Klassenlehrer machen daraus eine Art von Bericht, den sie mir nach acht Tagen zustellen. Bei auffälliger Belastung in einem Fache stellen Sie durch Befragung fest, wodurch sich die lange Arbeitszeit erklärt. Ich erinnere mich daran, daß uns der Geheimrat erklärt hat, wir stellen zu hohe Anforderungen. An den andern Oberrealschulen im Lande würde viel weniger verlangt. Es müsse eine gewisse Gleichförmigkeit hergestellt werden. Das ist eine sehr höfliche Form für eine behördliche Anordnung. In Wahrheit ist uns damit befohlen worden, weniger zu verlangen. Wir müssen das einfach tun, nachdem auch noch die Beschwerden der Eltern eingelaufen sind. Die Statistik, die ich nach acht Tagen von Ihnen bekomme, ist der erste Schritt in dieser Richtung.“

Diese für den Verwaltungsmenschen charakteristische Statistik wurde ein völliger Fehlschlag. Zunächst reichte der junge Mathematiker Taubert, der seinen Ehrgeiz darein setzte, noch mehr zu verlangen und zu erreichen als Beck, eine Gegenstatistik ein. Er stellte fest, daß zwei Drittel der Schüler seiner Klasse wöchentlich sechs bis acht Privatstunden gaben. Mit dem Gelde bezahlten sie die Tanzstunde, die ihre Eltern nicht hätten bezahlen können. Es handelte sich um eine Unterprima. Taubert behauptete, die Schüler hielten außerdem noch nächtliche Gelage ab. Dann sähen sie am nächsten Morgen natürlich käsig und verkatert aus. An dem schlechten Gesundheitszustande seien die Ausschweifungen der Schüler schuld, nicht ihre Überbürdung durch Mathematik und Physik. Die Sache wurde dadurch für Donadt noch unangenehmer, daß der Vater Gerald Heilands in die Schule kam, um sich über seinen Sohn zu beschweren. Dieser gehörte zu Tauberts Klasse. Der Vater jammerte, seine Sohn sei heute wieder um ein halb vier Uhr morgens nach Hause gekommen. Er habe als Schlossermeister nicht die nötige Bildung, um seinem Sohne wirksam entgegenzutreten. Seine Frau hielte es mit dem Jungen. Er wisse keinen andern Rat mehr, als die Schule um Hilfe zu bitten. Die Sache mit der Mutter stimmte, wie mir Heiland viele Jahre später selbst sagte. Er versicherte, sein Vater habe kein Verständnis für das Leben gehabt. Seine Mutter sei aber eine lebenslustige Frau gewesen und mit dem Sohne nachts in die Kneipe gegangen, weil der Vater nichts für Vergnügungen übrig hatte. Donadt holte zunächst den Sohn aus der Klasse. Die Unterredung nahm aber einen so aufgeregten Charakter an, daß sich der Rektor nicht mehr zu helfen wußte. Da der Sohn versicherte, man brauche nur mich zu fragen, wenn man hören wolle, was für glänzende Klassenaufsätze er nach durchkneipten Nächten zu schreiben imstande sei, holte Donadt dann auch mich. Ich fand Vater und Sohn in Tränen aufgelöst vor. Donadt sagte, er überlasse mir die weitere Regelung der Angelegenheit, da er schon eine Stunde verhandelt und jetzt eine Unterrichtsstunde zu geben habe. Damit entfloh er. Der Vater fing sein Jammerlied wieder an. Heiland rief dazwischen: „Herr Doktor, hören Sie nur nicht auf das, was mein Vater sagt! Wenn es nach ihm ginge, hätte ich nie tanzen gelernt. Ihm fehlen alle Vorbedingungen für das Verständnis des Genialischen.“ Diese pietätlose Behandlung des Vater ärgerte mich. Ich fuhr Heiland an: „Schämen Sie sich, daß Sie Ihrem Vater Tränen verursachen! Im übrigen haben zwar einige Genies getrunken, aber daraus folgt noch lange nicht, daß die Genialität im Saufen besteht. Ihr Vater kommt her, weil er für Ihre Gesundheit fürchtet, also aus Liebe zu Ihnen. Sie aber verbessern die gute Meinung, die ich bisher von Ihnen gehabt habe, in keiner Weise, wenn Sie sich so lieblos und geradezu frech

gegen ihn benehmen. Daß Sie oft verkatert in die Schule kommen, darauf hat mich mein Kollege Taubert bereits aufmerksam gemacht.“ – „Ich weiß, daß mich Taubert nicht leiden kann,“ schrie Heiland, „und mein Vater schadet mir auch noch bei Ihnen. Ich kann ihm doch dafür nicht dankbar sein.“ – Er ist um Ihr wahres Wohl besorgt,“ sagte ich. „Es ist unbedingt notwendig, daß Sie Ihre Lebensweise ändern. Sie werden es nicht weit bringen, wenn Sie jetzt schon ins Sumpfen hineingeraten.“ – „Das habe ich ihm schon oft gesagt,“ schluchzte der Vater. „Es ist ein Glück, daß er es auch einmal von Ihnen zu hören bekommt.“ – „Gehen Sie jetzt in die Klasse,“ rief ich dem Sohne zu, „und folgen Sie dem Unterricht, soweit das in Ihrem Zustande möglich ist! Gehen Sie heute abend um 9 Uhr zu Bett, damit Sie morgen merken, wieviel mehr Sie lernen, wenn Sie frisch und nicht bereits ausgelaugt in den Unterricht kommen! Daß ein Mensch von Zeit zu Zeit einmal kneipt, ist verständlich. Aber keiner kommt heil davon, wenn er die verschwiemelten Nächte als den Höhepunkt des Daseins betrachtet. Merken Sie sich das!“ Heiland machte eine stumme Verbeugung und ging. Den Danksagungen des Alten entzog ich mich möglichst rasch, weil ich selbst kein ganz reines Gewissen hatte. Ich hatte bei dem letzten Schulspaziergang gerade für die Unterprima, der Heiland angehörte, ein Fäßchen Bier gespendet, und die Jungen waren etwas illuminiert nach Hause gekommen. Dunkel entsann ich mich noch, daß ich auf das Wohl jedes Knaben einen Halben getrunken und wahrscheinlich auf der Heimfahrt allerhand Unsinn geredet hatte; denn Heilands „Verständnis des Genialischen“ klang sehr nach einem Riemannzitat.

Die Berufung auf den Gesundheitszustand der Schüler wurde also gleich widerlegt. Im übrigen hatte die Schüler, die Beck trotz seiner kühlen Haltung liebten, aus Tauberts Verhalten gemerkt, daß sich die ganze Enquete gegen die Naturwissenschaftler und vornehmlich gegen Beck richtete. Daher gaben die Beckschüler nur ganz kurze Zeiten für die häuslichen Arbeiten in Mathematik und Physik an. Auf Befragen erklärten sie, man lerne bei Beck im Unterricht so viel, daß man die häuslichen Arbeiten im Fluge erledigen könne. Ihre Zeit verbrauchten sie, wie sie behaupteten, im Englischen und Französischen. Da würde in den Stunden nur abgehört, was sie gelernt hätten, und übersetzt, was sie präpariert hätten. Das Schwergewicht liege also auf der häuslichen Arbeit. Ob das alles richtig war, steht sehr dahin. Die Neuphilologen sind selten beliebte Lehrer. Die Schüler haben mit wenigen Ausnahmen keine Freude an der Erlernung fremder Sprachen. Zum Teil liegt das an den Philologen, die immer am Einzelnen kleben und es selten verstehen, einen fesselnden Literaturunterricht mit der sprachlichen Schulung zu verbinden. Es liegt aber auch an der Trägheit der Schüler, die keine Vokabeln und vor allem keine unregelmäßigen Verben lernen, wenn sie nicht durch beständige Kontrolle dazu gezwungen werden. Also halte ich die Statistik, die von den Schülern geliefert wurde, in diesem Punkte für wenig zuverlässig. Auch hier bestätigt sich das alte Wort des englischen Politikers Disraeli: „Es gibt drei Arten von Lügen, nämlich Lügen, grobe Lügen und Statistik.“ Die Grundlagen sind bei jeder Statistik äußerst wackelig, und man kann so ziemlich herausbekommen, was man will. Gerade das gelang aber bei dieser Statistik nicht. Donadt bekam genau das Gegenteil von dem, was er haben wollte. Das Schwergewicht der häuslichen Arbeiten bildeten nicht Mathematik und Physik, sondern die Sprachen, die er doch gerade gegen den „Ansturm der Realien“ verteidigen sollte.

$r \frac{q^{**n} - 1}{q - 1}$ . Ganz sonderbar war Donadts Einstellung gegenüber dem Schülerbetrug. Ein russischer Offizier soll im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts einmal gesagt haben: „Notre constitution est l'absolutisme, modéré par l'assassinat“ (Unsere Verfassung ist der Absolutismus, gemildert durch den Meuchelmord.) Der sonst nicht gerade geistreiche dichtende Pädagoge Otto Ernst hat diesen Spruch folgendermaßen variiert: „Das System der höheren Schule ist die Überbürdung, gemildert durch den Schülerbetrug.“ Das Zitat hat Donadt sicher

nicht gekannt, da er fast nichts las. Seine Praxis lief aber beinahe darauf hinaus. Mit dem größten Behagen erzählte er, wie er einmal festgestellt hatte, daß ein Schüler die Formeln, die er brauchte, unter den Absatz seines Stiefels geklebt hatte. Während er scheinbar nachdenklich auf den Fußboden blickte, schrieb er sie dort ab. Ein anderer sah von Zeit zu Zeit nach der Uhr. Sie hatte aber gar kein Zifferblatt, sondern an dessen Stelle einen Haufen fein hingekritzelter Formeln. Den Zweck sah ich in diesen Fällen nicht recht ein. Wenn man Formeln aufgeschrieben hat, kann man sie für gewöhnlich auswendig. Die geistige Leistungen besteht doch darin, daß man weiß, welche Formeln man braucht, z. B. die Kettenformel.

Wenn jemand zehn solche Formeln aufschreibt und bei sich führt, weil er vermutet, daß er eine davon brauchen wird, kann er doch nicht herumprobieren, bis bei der Anwendung einer von denselben eine ganze Zahl, nicht ein Bruch herauskommt. Das würde viele Stunden dauern. Nach Donadts Behauptung ging stets zuerst ein guter Schüler aufs Klosett und legte dort die Lösungen nieder, die dann von den schlechten benutzt wurden. Kam ein revidierender Lehrer, so flog der Zettel ins Becken, und die Spülung wurde gezogen. Als die Schüler merkten, daß darauf geachtet wurde, wer zuerst hinausging, um seine Bedürfnisse zu erledigen, und wer ihm folgte, dachte sie sich ein noch raffinierteres System aus. In der Nordstraße war eine Bäckerei, in deren Hinterzimmern Kaffee getrunken werden konnte. Einige Schüler meldeten, daß sie ihr Frühstück vergessen hätten, und baten um die Erlaubnis, sich wenigstens ein paar Brötchen kaufen zu dürfen. Der Lehrer verfügte, daß immer nur einer zum Bäcker gehen dürfte, und sperrte für die Zeit, die dieser abwesend war, auch den Klosettbesuch. So schien die Sache vollkommen unbedenklich; denn merkwürdigerweise hatte kein guter Schüler sein Frühstück zu Hause liegen lassen. Die Arbeit hatte ein unerwartet günstiges Ergebnis. Donadt bemühte sich, da seine Schnüffelinstinkte geweckt waren, die Sache herauszubekommen. Er ging einfach in die Bäckerei und redete auf die offenbar sehr naive Verkäuferin solange ein, bis er alles von ihr erfuhr. In dem Hinterzimmer der Bäckerei saß ein ehemaliger Lehrer, der aus irgendwelchen dunklen Gründen entlassen worden war und kümmerlich sein Dasein durch Erteilen von Privatunterricht fristete. Dieses Individuum trank friedlich Kaffee, bis der erste schlechte Schüler kam und ihm die Aufgaben brachte. Er löste sie natürlich rasch, und dann kam der zweite schlechte Schüler und holte die Lösungen ab. Donadt schien auf den Erfindungsgeist der Schüler ebenso stolz zu sein wie auf seine Detektivbegabung. Es wurde nunmehr natürlich angeordnet, daß während der Klassenarbeiten auch die Schüler, die angeblich ihr Frühstück vergessen hatten, das Schulgebäude nicht verlassen durften. Donadt bemerkte aber dazu: „Meine Herren, glauben Sie ja nicht, daß wir nun nicht mehr betrogen werden. Das wird immer wieder geschehen. Die Möglichkeiten sind so ungeheuer zahlreich, daß wir sie gar nicht alle ausschließen können. Für unsere Zensierung ist die mündliche Leistung maßgebend. Wenn Sie neben dem Schüler stehen, der an der Tafel zeichnet und rechnet, können Sie ihn viel sicherer beurteilen, als wenn Sie eine Klassenarbeit korrigieren, von der niemand weiß, wie sie zustande gekommen ist. Es ist eine Art von Aberglaube, die Prüfungsarbeiten für die Probe aus Exempel zu halten. Ich verlasse mich nie darauf.“

Da ich von vornherein erklärte, daß beim deutschen Aufsätze nicht mit Erfolg abgeschrieben werden könne, brachte ich stets Zeitungen und Bücher mit, wenn ich die Aufsicht hatte, und las und rezensierte, als ob ich zu Hause am Schreibtische säße. Da ich nicht rauchen durfte, war mir die Sache aber doch unangenehm, und im vorgerückten Alter schlief ich sogar dabei ein. Wenn ich dann plötzlich auffuhr, quittierte immer der eine oder andere Schüler, der mich beobachtet hatte, mit einem vergnügten Lächeln und einer Verbeugung. Es sah so aus, als ob er sagen wollte: „Na, bist du wieder da?“ Über alle solche Menschlichkeiten hätte ich mich mit Donadt verständigen können. Er war auch ein gewaltiger Biertrinker. Ein entrüsteter Kollege berichtete einmal: „Donadt sitzt jeden Abend bei Böhme und hat meistens eine Zeche von drei

Mark oder darüber. Wenn er genug binnen hat, unterhält er sich so laut, daß ihn das ganze Lokal beobachtet. Er sollte wenigstens in eine Kneipe gehen, die nicht so nahe an der Schule liegt. Hier kennt ihn doch jeder!“ Das für einen moralischen Defekt zu halten, lag mir durchaus fern.

Den Sondershäuser Dialekt hatte Donadt ebenso getreu bewahrt wie mein Vater. Vor der Familie Riemann hatte er einen gewaltigen Respekt, den er unwillkürlich auf mich übertrug. Unsere Beziehungen zu der Zwergresidenz waren dadurch aufgefrischt worden, daß mein Onkel Otto in sonderbarer Weise seinen Abschied genommen hatte und dorthin gegangen war. Er hatte als Befehlshaber einer Division an einem Manöver teilgenommen und bei der Kritik zu seinem äußersten Erstaunen gehört, daß er von irgendeinem Prinzen oder Hofgeneral völlig geschlagen worden sei. Er unterbrach die Kritik mit den Worten: „Ich bitte um meinen Abschied!“ Der leitende General sah ihn erstaunt an und erwiderte: „Reichen Sie ihn ein!“ – „Kann ich ihn auf der Stelle haben?“ fragte trotzig der beleidigte Onkel und bekam die unwillige Antwort: „Der Abschied des Generalleutnants Otto Riemann ist bewilligt.“ Der Onkel bestieg sein Roß und ritt vom Manöver in den Ruhestand. Die Sache erregte natürlich großes Aufsehen, weil das Benehmen meines Onkels eine Kritik des Wilhelminischen Systems in sich schloß, die nicht ganz vereinzelt dastand. Es gab damals mehr Leute, die behaupteten, wir würden den nächsten Krieg kaum gewinnen, wenn der Kaiser im Gegensatz zu Wilhelm I. und Moltke weiterhin die leitenden Stellen im Heere mit Günstlingen besetze, die kein anderes Verdienst hätten als die Willfährigkeit, ihn im Staube zu verehren und das so laut wie möglich zu bekunden. Tante Marianne hatte etwas ganz anderes erwartet. Da die Divisionsgenerale gewöhnlich geadelt wurden, träumte sie davon, in die sämtliche Wäsche Adelskronen einzusticken, als ihr abgesetzter Mann nach Hause kam. Nun zog der Onkel nach Sondershausen, kaufte der Großmutter ihr Haus ab, sicherte ihr aber die Benutzung auf Lebenszeit zu und baute sich ein viel schöneres mit einem großen Garten, in dem er Rosenzucht trieb. Als meine Mutter einmal wieder die Großmutter in Sondershausen aufsuchte, erzählte ihr Tante Marianne die ganze Begebenheit und fragte zum Schlusse meine Mutter mit Tränen in den Augen: „Findest du Otto überhaupt noch normal?“ – „Aber Marianne,“ rief meine Mutter, „wie kannst du mich so etwas überhaupt fragen?“ – „Ja,“ sagte die Tante, „Eberhard ist auch wie vor den Kopf geschlagen. Er war schon einmal so, als ihm Otto abschlug, Kavallerieoffizier zu werden.“ – „Warum wollte das Otto nicht?“ fragte meine Mutter. „Das war schon so eine Marotte von ihm,“ fuhr die Tante fort, „Er sagte, dann bilde sich der Junge ein, er sei mehr als sein Vater: Bei der Kavallerie sind doch fast nur adelige Offiziere. Unser Schwiegersohn, Blecken von der Schmeling ist ja auch adlig. Jetzt ist Eberhards Karriere vielleicht auch gefährdet, weil sich mein Mann so widerspenstig benommen hat. Otto kann nur wieder eingestellt werden, wenn es Krieg gibt, und dann ist ja auch das Avancement für Eberhard besser.“ – „Ich kann trotzdem nicht wünschen, daß es Krieg gibt,“ meinte meine Mutter, „ich habe drei Söhne.“ – „Ihr seid eben keine Offiziersfamilie,“ belehrte sie die Tante. „Hier ist es jetzt doch kläglich. Mir fehlen auch die zwei Burschen, die wir immer hatten, im Haushalt. Am Hofe hat man Otto die Sache hier glücklicherweise nicht übel genommen. Er geht immer zu den Teenachmittagen der Fürstin, und wir sind wohl die Familie, die gleich nach dem Schloß die erste ist. Aber nach alledem, was wir vorher erlebt haben, ist das nicht genug. Mir kommt Sondershausen jetzt entsetzlich klein vor.“ – „Immerhin sagte Cäsar: Lieber auf dem Dorfe der erste als in Rom der zweite,“ suchte meine Mutter zu trösten. Tante Marianne hatte aber von Cäsar keine deutliche Vorstellung und fing an, darüber zu reden, daß die Aufstellung des Küchenszettels für die Wache eine Arbeit sei, die sie äußerst ungerne erledige. Meine Mutter hat nie einen Hehl daraus gemacht, daß ihr der Onkel erst, als er rebellierte, gefiel. Sie dachte dabei natürlich an Schillers Wallenstein.

Donadt kannte die Sondershäuser Verhältnisse genau. Ich habe oft gedacht, wenn wir einmal gemeinsam nach Sondershausen führen, würden die Einwohner sagen: „Da kommt der

Sohn vom Klempner Donadt mit dem Neffen des Generals. Beide sind Schulmeister geworden, und der Klempnerjunge ist sogar der Chef von dem andern.“ Donadt Benehmen gegen mich war häufig so, als ob auch er an solche Möglichkeiten dächte. Sonderbarerweise redete er aber nie davon, daß er auf der Thomasschule mein Mathematiklehrer gewesen war. Er hatte mich glänzend zensiert, obwohl nicht er, sondern mein Wiesbadener Lehrer mir die guten Kenntnisse beigebracht hatte. Nun kam auch noch eine Gelegenheit, bei der er mich nötig brauchte. Jede höhere Schule hatte alle zwei Jahre als Beilage zum Jahresbericht eine wissenschaftliche Arbeit zu liefern, die den Namen „Programm“ trug, obwohl sie gewöhnlich nichts Programmtechnisches enthielt. Die Sache ging im Kollegium herum; meistens schrieb der Lehrer, der alt genug war, um den Titel Professor zu bekommen, das Programm. Es wurden häufig sehr stumpfsinnige Themen behandelt, z. B. „Die Konjunktion ut in den Komödien des Plautus.“ Etwas geistreicher war es schon, wenn einer „Die Entstellungen und Übertreibungen in Cäsars Berichten über seine Kriegführung in Gallien“ behandelte. Wirklich bedeutend aber waren in jedem Jahr nur zwei oder drei unter den Hunderten von Programmen, die herauskamen. Man war mit äußerst bescheidenen literarischen Leistungen zufrieden, aber die meisten Kollegen fühlten sich trotzdem dazu außerstande. Den Zwangsschriftstellern wurden, um ihnen die Mehrarbeit zu erleichtern, zwei Stunden wöchentlich ein ganzes Jahr lang erlassen, aber auch damit waren sie nicht zufrieden, sondern behaupteten, daß sie zahllose Nächte brauchten, um 32 Druckseiten, allerdings Folioformat, zu füllen.

Thomas hatte wie alles mögliche andere auch die Tatsache vergessen, daß zu Ostern 1911 das erste Programm der Oberrealschule fällig war. Donadt bekam im Winter plötzlich die Anfrage, ob die Programmarbeit fertig sei und gedruckt werden könne. Man erwarte das Manuskript in etwa vierzehn Tagen. Donadt erhielt von jedem Lehrer, an den er sich wandte, die Antwort: „Ich kann doch nicht in vierzehn Tagen eine Programmarbeit schreiben. Das kann höchstens Riemann, der ja über alles Mögliche und noch einiges andere schreibt.“ Donadt wandte sich daher schließlich an mich und hörte zu seiner großen Erleichterung: „Das trifft sich günstig. Ich habe da ein Manuskript liegen, das eigentlich bei B. G. Teubner erscheinen sollte. Aber ich habe mich mit Dr. Giesecke, der den Verlag leitet, gezankt und den Vertrag gelöst. Er wollte ein Seitenstück zu Busses Bändchen über die Geschichte des Dramas haben und forderte mich auf, ihm eine ‚Geschichte des deutschen Romans im neunzehnten Jahrhundert‘ zu schreiben. Ich legte die Sache als eine Fortsetzung meines Buches über „Goethes Romantechnik“ an und arbeitete mich bis zu den Großen Ferien in den romantischen, den politischen und den exotischen Roman ein. Als ich bis zum naturalistischen Roman gekommen war, verspürte ich einige Erschöpfung. Daher schickte ich die fertigen Kapitel an Giesecke und schrieb ihm, das letzte möchte ich erst schreiben, wenn ich mich in der Sommerfrische gründlich erholt hätte. Damit ich mir in den Ausgaben keinen Zwang aufzuerlegen brauche, bäte ich um 250 Mark Vorschuß.“ – „Wollte er die nicht bezahlen?“ fragte Donadt. „Nein,“ sagte ich, „er schrieb mir, es sei nicht üblich, auf unfertige Arbeiten Vorschüsse zu geben.“ – „Und da sind Sie böse geworden, das kann ich mir denken.“ sagte Donadt. „Jawohl,“ erwiderte ich. „Meine Antwort an den hochmütigen Verleger lautete: „Ich ersuche Sie, mir unverzüglich mein Manuskript zurückzuschicken. Ich kündige hiermit den Vertrag und werde nie wieder eine Zeile für Sie schreiben!“ – „Das kann ich mir denken,“ meinte Donadt, machte dann aber eine bedenkliche Miene und fügte hinzu: „Ja, wissen Sie denn, daß die Stadt für Programmarbeiten kein Honorar bezahlt?“ – „Das weiß ich,“ antwortete ich. „Dafür behalte ich das Recht, das, was in der Programmarbeit steht, in meinem nächsten Buche wieder abdrucken zu lassen. Einen Verleger, der das Buch nimmt, finde ich sofort. Ich darf nur den Titel nicht wieder verwenden, weil der das geistige Eigentum des Verlages ist. Das müssen wir auch in der Programmarbeit beachten. Ich werde sie nach dem Hauptinhalt betiteln: ‚Die Entwicklung des politischen und exotischen Romans in Deutschland.‘

Ein schlechtes Programm wird das sicher nicht.“ – „Jetzt verstehe ich die Sache erst richtig,“ sagte Donadt und lachte, „Sie geben mir die Programmarbeit, weil der Dr. Giesecke Sie geärgert hat, und Sie ihn wieder ärgern wollen. Aber nun muß ich Ihnen noch etwas sagen. Ich möchte das Manuskript in vierzehn Tagen haben. Selbstverständlich befreie ich Sie für die beiden Wochen vom Unterricht. Die Kollegen werden Sie gern vertreten, ich kann mich selbst beteiligen.“ – „Danke bestens,“ sagte ich, „aber das ist unnötig. Das Manuskript liegt doch völlig fertig vor. Ich brauche nur zwei Seiten Einleitung und einen kurzen Schluß hinzuzufügen. Wir fangen mit Goethes ‚Wilhelm Meister‘ an und enden mit Freytags ‚Soll und Haben‘. Über Freytag habe ich ja schon einen Vortrag gehalten. Der Schluß wird also wirkungsvoll.“ – „Die ‚Ägyptische Königstochter‘ kommt aber nicht vor?“ fragte Donadt. Es schien das der einzige Roman zu sein, den er kannte; denn er fing jedesmal davon an, wenn von Literatur die Rede war. „Nein,“ erwiderte ich, „Man könnte sie ja schließlich auch zum exotischen Roman rechnen, obwohl sie mehr archäologisch ist. Aber sie ist erst etwa zehn Jahre nach ‚Soll und Haben‘ erschienen, und wir schließen mit Freytags Roman ab.“ – „Ich habe ein Bild von der Sache,“ schloß Donadt vernügt. „Ich bin Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, mit der Sie mir in meiner Not zu Hilfe kommen, ganz außerordentlich dankbar und freue mich jetzt schon auf die Lektüre Ihrer Arbeit.“ – „O du Heuchler,“ dachte ich, „du liest ja doch nichts anderes als amtliche Verfügungen, und allenfalls noch die ‚Neuesten Nachrichten.‘“

So kam die Programmarbeit 1911 heraus und machte keine schlechte Figur unter ihresgleichen. Sie fand sehr anerkennende Besprechungen und wurde jahrzehntelang von Leuten, die auf demselben Gebiet arbeiteten, verlangt. Wir ließen diese jedes Mal eine Mark und fünfzig Pfennige dafür bezahlen, so daß die Schule oder die Stadt bei diesem Programm in ganz ungewohnter Weise auf ihre Kosten gekommen ist. Es stand aber auch allerhand darin. Den zuletzt von mir geschriebenen Anfang bildete eine Auseinandersetzung mit Thomas Mann. Dieser hatte in der Zeitschrift „Nord und Süd“ einige Jahre vorher behauptet, die Oberlehrer hielten das alte Dogma vom Vorrang des Dramas aufrecht, während im lesenden Publikum der Roman längst den Sieg davongetragen hätte. Als Oberlehrer, der „Goethes Romantechnik“ geschrieben hatte, fühlte ich mich berufen, die Oberlehrer gegen den Vorwurf der Rückständigkeit zu verteidigen. Ich erkannte Manns „Buddenbrooks“ als eine Leistung ersten Ranges an, empfahl aber als Schullektüre noch mehr „Soll und Haben“ von Freytag. Diese Art der Würdigung befriedigte Thomas Mann nicht. Als ich ihm das Programm zuschickte, schrieb er mir ziemlich kühl, er begrüße meine Schrift als ein Zeichen des Ansehns, das die „Kunst des Romanciers“ jetzt gewonnen habe. Ich machte also wieder einmal die Erfahrung, daß die Dichter auch dann, wenn wir sie loben, mit uns unzufrieden sind. Jeder von ihnen verlangt vielmehr, daß man ihn als einzigen betrachtet, und ist schon beleidigt, wenn er mit einem andern verglichen wird.

In die Darstellung von Goethes „Wahlverwandtschaften“ verflocht ich eine Auseinandersetzung mit François Poncet. Dieser hatte sich zuerst als Goethephilologe einen Namen gemacht, in der Politik spielte er erst später eine Rolle. François Poncet studierte Germanistik bei Erich Schmidt in Berlin und errang den Doktorgrad mit einer Arbeit: „Les Affinités électives“ (Die Wahlverwandtschaften). Darin zitierte er anerkennend mein Buch „Goethes Romantechnik“. Als François Poncets Schrift 1910 in Paris erschien, forderte mich Eduard Schröder auf, sie recht ausführlich im „Anzeiger für deutsches Altertum“ zu rezensieren. Der Anzeiger war durch seine ellenlangen Anzeigen, die bisweilen das Ergebnis monatelanger Arbeit waren, geradezu berüchtigt. Auch ich schrieb mit der dort üblichen Gewissenhaftigkeit eine Kritik, die einen halben Druckbogen lang war. Natürlich konnte ich einiges berichtigen, mußte aber François Poncet eine bei einem Franzosen erstaunliche Kenntnis der Literatur von und über Goethe zugestehen. Eduard Schröder war sehr befriedigt und erfreute mich mit einem besonderen Dankschreiben. Sehr viel weniger gefiel mir der Gebrauch, den François Poncet im Ersten Weltkrieg

ge von seinen deutschen Sprachkenntnissen machte. Er verfaßte damals die Flugblätter, die von französischen Fliegern über unsern deutschen Schützengräben abgeworfen wurden, um unsere Soldaten zur Fahnenflucht zu veranlassen. Als geschickter Propagandist wurde François Poncet von der französischen Schwerindustrie in Dienst genommen und machte rasch Karriere in der Politik. Er wurde Botschafter in Berlin, gewann das Vertrauen der Drahtzieher Hitlers und trug zur Aufzucht des deutschen Faschismus bei. Dagegen schrieb ich 1932 einen Artikel „Deutsch-Französische Wahlverwandtschaften“, der in der „Leipziger Volkszeitung“ erschien. Ob mich damals François Poncet noch zitierte, weiß ich nicht, halte es aber für unwahrscheinlich. Die Wege der Goethephilologen führen oft weit auseinander. Allerdings scheint es mir aber leichter, von Goethe ins kapitalistische Feldlager zu kommen als ins sozialistische.

Als ich die jungdeutschen Romane in der Programmarbeit 1911 behandelte, begab ich mich vom ästhetischen Gebiete geradewegs ins politische. So offen, wie das damals keineswegs üblich war, sagte ich von der deutschen Schriftstellerei nach der Julirevolution (1830), daß sie unter französischem Einfluß vom vaterländischen und frommen Liberalismus der Befreiungskriege zum kosmopolitischen und atheistischen übergegangen sei. Das hatte allerdings auch Treitschke festgestellt, aber mit einem mir unverständlichen Abscheu gegen diesen Mangel an Deutschtümelei. Ich wandte mich scharf gegen Treitschkes Behauptung, daß der Deutschtümler Menzel „mit den ehrlichen Waffen literarischer Polemik“ gekämpft habe, als er den jungen Gutzkow denunzierte, ihm Predigt der Unzucht und Gottlosigkeit vorwarf und ihn denn auch glücklich ins Gefängnis brachte. Mit großer Sympathie behandelte ich den Deutschösterreicher Karl Postl, der unter dem Pseudonym Sealsfield schrieb, das freie Amerika pries und „den despotisch beherrschten Kontinent von Europa“ verfluchte. Er flocht förmliche politische Leitartikel in seine Romane ein, aber diese Exkurse bezeichnete ich als die besten Partien. Mit Gerstäcker kam ich zu den politischen Emigranten, die auf die Frage, was sie nach Amerika herübergebracht habe, erwiderte: „Der Äquinoktalssturm, der im Jahre 1848 in Paris ausbrach und, wie ein echter Tauwind vom Westen kommend, das alte morsche Eis im Vaterlande brach.“ Es war nicht üblich, die Indianerromane so sorgfältig zu lesen und dabei zu entdecken, daß sich in ihnen der deutsche Freiheitsdrang Luft gemacht hatte. Es war eine Explosion an der verkehrten Ecke, das kann man nicht bestreiten, aber es war ein Symptom des Unbehagens über das deutsche Philisterium und als solches kulturhistorisch wertvoll. Wie unklar die Freiheitsbestrebungen immer wieder wurden, stellte ich an Gutzkows „Rittern vom Geiste“ fest. Etwas bedenklich sagte ich: „Nicht nur die Barrikadenkämpfer, sondern selbst meuternde Soldaten feiert Gutzkow mit Begeisterung. Die zentrale Situation des Romans ist die politische Diskussion der ideal gesinnten Brüder Mildungen mit einem liberalen Gardemajor, einem französischen Kommunisten und einem anarchistischen Maler.“ Sehr unbehaglich war es mir, daß Gutzkow im Gegensatz zu seinen französischen Vorbildern unglaubliche Nachlässigkeiten im Satzbau und in der Ausdrucksweise beging. Als sein Verdienst betrachte ich den Übergang zu einem umfassenden Bilde der Zeit, kannte aber damals noch zu wenig von Balzac, um feststellen zu können, daß dieser ihm unendlich überlegen war. Als Entartungen des Gutzkowschen Zeitromans charakterisierte ich die Romane Spielhagens, als Wiedergesundung Freytags „Soll und Haben“, an dem mir aber der beschränkte Antisemitismus gar nicht gefiel.

Es liegt mir durchaus fern, meine Programmarbeit als einen beachtenswerten Versuch, die Literaturgeschichte zu politisieren, übertrieben hoch zu bewerten. Diese Aufgabe hatte andere vor mir gelöst: Börne, Heine, vor allem Friedrich Engels, dessen Äußerungen über Dichter allerdings damals etwas in Vergessenheit geraten waren. Aber dafür lag Mehrings „Lessinglegende“ seit zwanzig Jahren vor, so daß ich einfach zu spät kam. Außerdem war mein Tempo zu zögernd, was wahrscheinlich von meiner ganzen Entwicklung gilt. Ich bog zwar vom gewohnten Pfade ab, ging aber den neuen nicht entschlossen zu Ende. Heute ist es mir vollkommen klar,



daß das, was ich in der Programmarbeit gab, halber Mehring war, weiter nichts. Am nächsten kam ich Richard M. Meyer, der das auch gefühlt und alles, was ich schrieb, sehr freundlich rezensiert hat. Natürlich war es kein Zufall, daß ich gerade mit einem jüdischen Literaturhistoriker so viele Berührungspunkte hatte. Die Juden schreiben nüchtern und klar, was man von den typisch deutschen Schriftstellern wahrhaftig nicht behaupten kann. Mein eigener Stil war zwar gelegentlich herausfordernd, hatte aber nichts von dem wuchtigen Ernst, mit dem die geborenen Revolutionäre ihre Sätze wie Quadersteine nebeneinanderstellen. Ein Kenner wird bei allem, was ich vor meinem vierzigsten Lebensjahre geschrieben habe, sofort feststellen, daß ich mich an Voltaire, Anatole France und Shaw geschult habe. Die spöttisch behagliche Art, in der ich meine Erörterungen vom Stapel ließ, war die eines literarischen Genießers. Ich gehörte zum abbröckelnden linken Flügel des bürgerlichen Freisinns. Organisiert war ich in Friedrich Naumanns Partei, aber von ihr innerlich bereits durch meinen Atheismus getrennt. Dieser Gegensatz wurde vertieft, als ich dem Monistenbund beitrug.

Meine Schriftstellerei ging damals gewaltig in die Breite. Jahrelang arbeitete ich für Bong & Co. an der großen Goetheausgabe mit. Bong zahlte für den revidierten Bogen Goethetext zehn Mark. Dazu kamen Einleitungen und Anmerkungen im Verhältnis 1:10. Diese wurden aber mit fünfzig Mark pro Bogen honoriert. Leider nahm der Hauptherausgeber, Karl Alt, selbst die erzählende Dichtung und den „Faust“ in Anspruch. So bekam ich nur die übrigen dramatischen Dichtungen, die Versepen, die Festspiele und die Theaterreden. Dafür hatte ich in den „Jahresberichten für deutsche Literaturgeschichte“ alle neuen Veröffentlichungen über Goethes Lyrik und den Roman des neunzehnten Jahrhunderts zu besprechen. Es mußte in kürzester Form geschehen, oft in wenigen Zeilen. In diesen mußte aber der bisherige Stand der Forschung charakterisiert werden, so daß der Leser erfuhr, was an dem Aufsatz oder dem Buche wirklich neu war. Es war eine sehr schwierige Arbeit, die miserabel bezahlt wurde. Sogar die Freixemplare verschwanden, wenn es sich um besonders hübsch gebundene Bücher handelte, zuweilen schon in der Redaktion und kamen erst auf sehr energische Mahnung wieder zum Vorschein. Man sollte sich offenbar mit dem Ansehn trösten, das man als Mitarbeiter einer solchen Hauptrezensieranstalt genoß. Man wurde dadurch sozusagen literarischer Oberbonze und wurde, wenn ein wirklich wichtiges Buch zu besprechen war, von anderen Zeitschriften herangezogen, die bereitwillig viel mehr Raum hergaben, aber auch einen fesselnden Artikel verlangten. In dieser Form wurde dann eine Rezension so hoch bezahlt, wie zehn in den „Jahresberichten“. Die ausgedehnte Schriftstellerei brachte mir zwar nur ungefähr ein Drittel von dem ein, was ich in meinem Beruf als Oberlehrer bekam. Aber da ich noch immer unbeweibt war, hätte ich im Notfalle davon leben können. Aus diesem Bewußtsein erklärte sich der kecke Übermut, mit dem ich an der Schule als Gefolgsmann Becks eine Opposition trieb, die weniger Überzeugungssache als Sport war. Es war ein immer noch etwas knabenhaftes Spiel mit dem Feuer. Von Martyrium konnte keine Rede sein. Bisweilen kam mir allerdings der Gedanke, daß irgendwann einmal Ernst in die Sache hineinkommen müsse. Aber vorläufig genoß ich meine Dummheiten, zu denen auch der im Grunde ganz überflüssige Konflikt mit B. G. Teubner gehörte, mit großem Behagen und legte auf die nachfolgende Einsicht gar kein Gewicht, sondern hielt sie mir vom Leibe. Das ist der Hauptunterschied zwischen mir und dem heiligen Augustinus.